Der Onkel in Batavia.

Eine Javanische Geschichte

der Jugend und dem Volke erzählt

von

Ottokar Schupp.

Wiesbaden.
Julius Niedner.

E. A. de Stuhly.

Der Onkel in Batavia.

Eine Javaniſche Geſchichte

der Jugend und dem Volke erzählt

von

Ottokar Schupp.

Mit vier Abbildungen.

Wiesbaden.

Julius Niedner, Verlagshandlung.

1881.

Stahlstich v. Carl Mayer's Kunst-Anstalt in Nürnberg.

Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden.

1.

Ein verwöhntes Mutterſöhnchen.

Wer den Poſthalter Junior von Aarfurt nannte, ſetzte gewöhnlich noch hinzu, als wenn ſich das von ſelbſt verſtünde: „der alte Grobian“. Derſelbe war wirklich ein rückſichtslos offenherziger Mann, der Jedermann, wenn er es für nöthig erachtete, in's Geſicht ſagte, was er von ihm dachte, und der von den gewöhnlichen Höflichkeiten und artigen Redensarten der Welt keinen Begriff hatte, ſondern dieſelben für halbe Lügen erklärte.

Auch gegen Frauen machte er keine Ausnahmen, was ihm beſonders übel genommen wurde. Zum Glück war er nicht verheirathet, ſondern ein alter bärbeißiger Junggeſelle, dem es ein ſichtliches Vergnügen bereitete, die Schwächen der Frauen an das Licht zu ziehen und zu geißeln.

So behauptete er, eine Frau ſei abſolut nicht an Pünktlichkeit zu gewöhnen. Er ſelbſt bemühe ſich wenigſtens ſchon dreißig bis vierzig Jahre vergebens, der Aarfurter Frauenwelt Pünktlichkeit beizubringen. Denn jedesmal erſt dann, wenn er die Poſt ſchließen wolle, kämen

sie mit ihren Briefschaften und Postangelegenheiten herbeigeeilt. So oft sie auch abführen, sie blieben immer und ewig dieselben.

Es wurde ihm allerdings nachgerade zur Lust, die Frauenzimmer recht abfahren zu lassen. Wenn er zum Beispiel Amtmanns Nette durch sein Fenster die Straße herunterlaufen sah, ein Packet im Arm und den gelben Packetschein in der Hand und weiter oben am offenen Fenster die Frau Amtmännin, wie sie durch Gebärden und Worte ihre Magd zur Eile anfeuerte, dann rieb er sich die Hände vor Vergnügen, und konnte er mit Recht sein Bureau schließen, dann that er es sicherlich und war durch keine Bitte zu erweichen, das Packet noch anzunehmen.

Dabei nahm er weder Rücksicht auf Stand, noch auf Reichthum. Als ihm eines Tages bei Gelegenheit des Ankaufes einiger Postkarten die Frau Kaufmann Wittlich, eine der reichsten und angesehensten Damen des Städtchens, in starkem Redefluß ihre neuesten Erfahrungen in Kinderkrankheiten auseinandersetzen wollte, sagte er: „Schwatzen Sie nur ruhig weiter, Frau Wittlich. Ich habe jetzt im Nebenzimmer nöthig zu thun, komme aber wieder".

Mit diesen Worten verließ er wirklich die Dame und ging in das Nebenzimmer. Diese aber rannte in gerechtem Zorne davon.

Trotz der rauhen Außenseite des grimmen Posthalters hatten die Leute nicht ungern mit ihm zu thun und ließen

sich auch viel mehr als von Anderen von ihm gefallen, — ein sicheres Zeichen, daß derselbe im Grunde seines Wesens nicht so schlimm war, als er sich gab. Auch hatte sein Raisonniren, so übertrieben es klang, für die Meisten einen eigenthümlichen Reiz — ein Zeichen, daß bei aller Uebertreibung doch ein Körnchen Wahrheit mit unterlief.

Eine der Lieblingsbehauptungen des Posthalters war die: „Frauen allein könnten ihre Söhne nicht richtig auferziehen, sondern verdürben sie von Grund aus, zumal wenn noch eine Großmutter oder Tante im Haus sei, die ihre Weisheit mit in Kauf gäbe."

Zum Beweise bezog er sich bei dieser Behauptung stets auf eine nahe Verwandte von ihm, auf die verwittwete Frau Doctor Winter, die ihm schräg gegenüber in einem kleinen Häuschen wohnte und auf ihren Sohn Sigismund und Tante Lorchen.

„Sigismund", sagte er, „war ein prächtiger, frischer, talentvoller Junge, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, daß ein tüchtiges, gesundes Menschenkind aus ihm werden würde; ich selbst hatte meine Herzensfreude an ihm, — aber was haben die beiden Frauenzimmer aus ihm gemacht? — Einen halbschwindsüchtigen Laffen, einen hohlköpfigen Pinsel, der nichts versteht, als sein Schnurrbärtchen zu drehen und sein Spazierstöckchen in der Luft zu schwingen, einen nichtsnutzigen Tagedieb, der seine schöne Zeit mit Gedichtemachen und Romanenlesen dahinbringt."

„Statt den Buben in Wind und Wetter hinauszuschicken, daß er mit Seinesgleichen spiele und sich abhärte, hielten sie ihn von Anfang an bei jedem rauhen Luftzug zu Haus aus Furcht vor Bräune, vor Diphteritis und Bronchitis und wer weiß was für sonstigen Stiffen. Tante Lorchen hatte stets ein Paar gewärmte Strümpfe und ein trockenes Hemd zum Umkleiden am Ofen und eine Tasse Camillenthee in Bereitschaft. Es wundert mich noch heute, daß sich nicht in des Jungen Magen eine vollständige Camillenpflanzung gebildet hat, so viel Camillenthee hat er verschluckt.“

Fehlte dem Knaben aber wirklich etwas, dann ging erst recht der Spectakel los. Tante Lorchen bot ein Bild der furchtbarsten Angst und Aufregung und lief in einer erschreckenden Unruhe hin und her und machte ihrer Schwester, der Frau Doctor, die bleich und gebrochen dasaß, die ungerechtesten Vorwürfe.

„Du hast“, sagte sie dann, „in Deiner Nachsicht, die nachgerade zur Schwäche wird, ihm gestern erlaubt, daß er ohne Mütze draußen herumlief. Ich war von vornherein dagegen. Wenn er jetzt eine Lungenentzündung davon trägt, bist Du allein Schuld, Du ganz allein.“

Ein vernünftiger Mensch hätte sich solche Unverschämtheiten einfach nicht gefallen lassen, allein die Frau Doctor war selbst halb verzweifelt und zerknirscht und wurde von ihrem Gewissen gefoltert, als hätte sie das größte Verbrechen begangen.

„Mundchen", sagte sie dann in Thränen zerfließend, „ist Dir noch nicht besser? Empfindest Du irgend welchen Schmerz? Hast Du nach etwas Appetit? Fühlst Du Lust zu irgend einem Gegenstande?" Das Mundchen aber ging aus jedem dieser Unwohlsein an Leib und Seele mehr verdorben hervor.

In der Schule lernte das verwöhnte Bübchen so gut wie nichts. Tante Lorchen wußte ja grauenhafte Geschichten von Hirnerweichung und Wasserköpfen, die durch zu starke geistige Anstrengung hervorgerufen worden waren. Wenn darum der Bube Kopfweh klagte, brauchte er nichts zu lernen. Und der faule Bursche hatte immer Kopfweh, wenn er etwas lernen sollte.

Die Lehrer, die ihn unterrichteten, waren aber nach der Darstellung Tante Lorchens lauter Tyrannen und erklärte Feinde des armen Jungen, dabei launenhaft, rücksichtslos, ungerecht und im höchsten Maaße parteiisch. Sie verdienten wenigstens sämmtlich aufgehängt zu werden wegen der Behandlung des theuren Sigismund. In ihrer Bosheit fragten sie ihn nie, wenn er etwas wußte, dagegen wenn er nichts wußte, kam er sicher dran. Die Anderen hatten überall den Vorzug. Sie wurden nur gefragt, wenn sie etwas wußten. Sie wurden nie gestraft und bekamen stets höhere Plätze, obgleich sie es nicht verdienten. Und wenn sie Alle irgend einen bösen Streich gemacht hatten, so mußte es sicher der arme, unschuldige Sigismund allein ausbaden.

Die Mutter, die nicht so ganz unvernünftig war, wagte wohl hin und wieder schüchterne Gegenreden, aber wie vermochte sie den gründlichen Beweisführungen und der ungestümen Beredtsamkeit Tante Lorchens nachhaltigen Widerstand zu leisten?

O es ist ein Jammer, schloß nach solchem Ausfall der mürrische Posthalter gewöhnlich seine Rede über weibliche Kindererziehung, wenn man mit Augen zuschauen muß, wie weibliche Kurzsichtigkeit, Affenliebe und Schwäche ein tüchtiges Menschenkind zu Grunde richten.

Nach seiner polternden Weise hatte der Posthalter natürlich das Meiste, was er über die Erziehung der Frau Winter sagte, übertrieben dargestellt und mit zu starken Farben ausgemalt, aber die Verwöhnung des jungen Sigismund war doch auffallend genug und stadtkundig.

Die Frau Doctor Winter war ja gewiß eine feine, gebildete Dame, indessen ihre Zärtlichkeit gegen das einzige Kind grenzte doch an Schwäche. Dabei wurde sie durch die auf die Mutterliebe ihrer Schwester eifersüchtige „Tante Lorchen“ zu einer ganzen Menge Thorheiten verleitet. Der Posthalter Junior aber glaubte ein besonderes Recht zum Raisonniren zu haben: erstens weil er den Sigismund wirklich gern hatte, zweitens als naher Vetter der Familie Winter und drittens, da man ihn zum Vormund des Knaben bestellt hatte, als sein Vater starb, er dagegen bei der Erziehung des Kleinen nie seine vormundschaftlichen Rechte der vereinten Zärtlichkeit von Mutter und Tante

gegenüber geltend machen konnte, indem Beide wie ängstliche Hennen ihr Küchlein schützten, wenn der rauhe Posthalter nur in der Ferne sich zeigte.

Dieser kleine Krieg, wobei die gutgemeinten Eingriffe des Posthalters von den Frauen stets siegreich zurückgeschlagen wurden und wofür er sich stets durch weidliches Raisonniren auf weibliche Kinderzucht wegen seiner Niederlage zu rächen suchte, wurde allmählich ruhiger geführt und war dem Erlöschen nahe, als er wieder neu angefacht wurde durch einen plötzlich auftauchenden reichen Erbonkel in Batavia.

Ein jüngerer Bruder der Mutter der Frau Winter und „Tante Lorchens" war vor Jahren in die weite Welt gegangen und hatte nichts mehr von sich hören lassen, so daß Jedermann ihn längst für todt hielt. Da war denn eines Tages ein Brief von demselben nach Aarfurt gekommen und hatte dargethan, daß derselbe nicht blos nicht todt sei, sondern als unendlich reicher Kaufmann in holländisch Indien in Batavia auf der Insel Java lebe.

Ueber den alten, ausgetrockneten Kaufmann aber war es plötzlich wie Heimweh gekommen. Alte Jugenderinnerungen waren wieder aufgetaucht und eine unbeschreibliche Sehnsucht nach verwandtschaftlichen Verbindungen hatte ihn erfaßt. Selbst kinderlos, suchte er nach einem Erben für den ungeheuren Besitz, den er zusammengebracht hatte.

Weil er aus Aarfurt stammte, hatte er sich zunächst mit seinem Anliegen dorthin gewandt und war unendlich

froh, dort noch Kinder einer geliebten Schwester zu entdecken und in Sigismund einen Erben für seinen Reichthum zu finden.

Er sandte von da an jedes Jahr bedeutende Geldsummen an die Frau Doctor Winter.

Wer es je erlebt hat, wie eine solche plötzlich auftauchende reiche Erbschaft eine wahre Revolution nicht blos in Familien, sondern in ganzen Gegenden wachrufen kann, der wird sich ungefähr die Aufregung, die Muthmaßungen, die Pläne und das nicht endende Gerede über den holländischen Erbonkel und seine Millionen denken können, die in Aarfurt und Umgegend entstanden.

Zuerst wurde über die Person des Erbonkels selbst verhandelt, und man wunderte sich gehörig, daß aus solchem „Thunichtgut“ (man wollte sich noch eines bösen Streiches von „Oberförsters Carl“, wie er auch jetzt noch gern im Städtchen genannt wurde, erinnern) ein reicher Kaufmann geworden war. Dann stellte man allerhand Muthmaßungen auf, wie er zu jenem Reichthum gekommen sei. Zuletzt aber kam die häßlichste Seite der Menschennatur: der Haß, der Neid und die Eifersucht auf die Frau Winter und den jungen Sigismund und die anonymen und die nichtanonymen Verleumdungen, die an den Onkel in Batavia von Aarfurt aus abgeschickt wurden und die meistens mit Bettelbriefen und Bittschriften verbunden waren.

Für die Familie Winter war dieses Treiben ärgerlich genug, aber verderblich war, daß von da an die Ver-

wöhnung und Verweichlichung Sigismunds noch zunahm und derselbe seine Studien ganz aufgab, um nur seinen Liebhabereien zu leben.

Der Posthalter Junior dadurch bekam Stoff in Hülle, und Fülle nach Herzenslust zu raisonniren.

Den Kaufmann in Batavia nahm er in Schutz, indem er sagte: Oberförsters Carl, oder besser gesagt: der junge Carl Weidig war durchaus nicht, wie Ihr Euch ausdrückt, „ein Thunichtgut", sondern ein wackerer, tüchtiger Bursche." Ich kenne ihn besser als Ihr Alle. Wir waren jahrelang die besten Cameraden. In der Schule saßen wir auf einer Bank. Auf den Spielplätzen trafen wir uns jeden Tag, und alle unsere Fahrten und Bubenstreiche machten wir miteinander. Wir waren ein Herz und eine Seele. Dabei lernten wir übrigens gehörig, und obgleich wir lustig und wild waren, verübten wir nichts Schlimmes. Carl hatte ein grundgutes, fast weiches Gemüth. Wenn ihm etwas vorzuwerfen war, so war es ein gewisser Stolz, mit Eigensinn und Hartnäckigkeit gepaart. Sein harter Kopf aber brachte ihn in viele Verwickelungen mit den Lehrern, noch mehr aber mit seinem Vater, der selbst ein hartköpfiger, harter Mann war.

Carl war ungefähr siebzehn Jahre alt, und während ich auf dem Postbureau arbeitete, war er unten bei dem alten Kaufmann Wittlich in der Lehre.

Eines Tages wurde ihm von seinem Principal, der offen gestanden ein alter Geizkragen und dabei ein brutaler,

roher Mensch war, etwas im Geschäft zugemuthet, was Carl nicht ganz rechtlich erschien. Er verweigerte es zu thun, worauf der Kaufmann Wittlich wüthend wurde und seinem Lehrling eine Ohrfeige gab. Doch Carl, der schon ein stattlicher, erwachsener Mensch war, ließ sich nicht um eines Unrechtes willen mit Ohrfeigen tractiren. Er gab dem Kaufmann Wittlich auch eine, die so gesalzen und gepfeffert war, daß derselbe mitten unter seine Salz= und Pfefferssäcke hinfiel.

Der alte Oberförster Weidig suchte das Zerwürfniß beizulegen, indem er Carl aufgab, bei dem Kaufmann Wittlich Abbitte zu thun.

Carl bat seinen Vater unter Thränen, er möge es ihm erlassen, er könne nicht im Geschäft bleiben und für keinen Preis der Welt den alten „Spitzbuben“ um Verzeihung bitten.

„Du gehst hin“, entschied der Oberförster, „oder Du kommst mir nicht wieder vor die Augen. Wir sind geschiedene Leute für immer.“

„Ist das Dein Ernst, Vater?“ fragte Carl.

„Mein heiligster Ernst, der durchgeführt wird, das schwöre ich Dir bei Gott“, sagte der alte Weidig.

„Nun dann Adieu, Vater! Mögest Du nie diese Stunde bereuen!“ erwiederte sein stolzer, hartnäckiger Sohn.

Darauf hat er sein Bündel gepackt und ist in die weite Welt gegangen und hat bis auf den Brief aus Batavia nichts mehr von sich hören lassen.

Der alte Oberförſter aber — nun Ihr habt ja noch den alten Murrkopf gekannt, der mit Niemand ſprach und faſt immer in den Wäldern draußen lebte. So iſt er früher nicht geweſen, ſondern erſt geworden, nachdem ſein Sohn auf und davon gegangen war. Sein Herz hat mehr an dem Carl gehangen, als er jemals einem Menſchen geſtanden hat.

In der Sterbeſtunde iſt er weich geworden. Ich bin dabei geweſen.

„Carl!“ hat er gerufen mit einem Tone, der Jedem die Thränen in die Augen brachte. „Carl, wo Du auch weilſt, noch auf Erden oder im Himmel, verzeihe Deinem alten, armen Vater. Ich habe gefehlt. Ich habe Unrecht gethan!“

„Zwei harte Steine“, fügte der Poſthalter hinzu, „mahlen ſelten rein, und der Zorn thut nicht, was vor Gott recht iſt.“

Wenn der Poſthalter auch einmal hier zu Gunſten irgend Jemandes ſprach, deſto ſchlimmer war er hinter den Andern her.

Am wüthendſten wurde er, wenn er ſelbſt als Poſthalter von jenen Neidſäcken, wie er die verleumderiſche Rotte, die Winter's ihr Glück nicht gönnte, gewöhnlich titulirte, Briefe nach Batavia „an Herrn Carl Weidig“ zu beſorgen hatte, dann ſprach er den ganzen Tag von nichts als von „Heimtückern, Zwiſchenträgern, Erbſchleichern, Gaunern und Galgenvögeln.“

Die Frau Winter dagegen und die Tante Lorchen, auf welche Letztere er einen besonderen Pique hatte, hieß er schwache, unzurechnungsfähige Frauenzimmer, denen man auch einen Vormund setzen müßte, und seinen Mündel nannte er nicht anders als den „Pinsel“ und den „Affen“.

Die letzteren schönen Titel gab er übrigens Sigismund erst in Betreff von Ereignissen, die später eintraten.

Die Erbgeschichte bekam nämlich mit der Zeit eine für die Winter'sche Familie unangenehme Kehrseite und fing an für sie einen ungünstigen Verlauf zu nehmen.

Der Kaufmann Weidig verlangte im zweiten Jahre, nachdem er die Verbindung mit seinen Verwandten in Europa wieder eröffnet hatte, ob nun aufgereizt von den „Neidsäcken“ oder freiwillig, wer mochte es sagen? — daß sein Großneffe und künftiger Erbe Sigismund Winter persönlich nach Batavia komme, um dort seine Erziehung zu vollenden.

„Tante Lorchen“ war in Ohnmacht gefallen, als sie es erfuhr, und schien noch jedesmal von Sinnen kommen zu wollen, wenn nur die Rede davon war: „Mundchen solle nach Batavia“. Die Frau Winter war zwar nicht in Ohnmacht gefallen, aber auf den Tod erschrocken und hatte erklärt, so lange sie lebe, würde es nicht geschehen.

Der Posthalter, der als Vormund auch ein Wort mitzusprechen hatte, war natürlich ganz anderer Ansicht. Er sagte den beiden Frauen, daß er es für eine gnadenreiche Schickung des gütigen und weisen Gottes halte, wonach

man dankbar mit beiden Händen greifen müsse. Denn, wenn aus dem verwöhnten Bübchen noch etwas Rechtes werden solle, könne es nur geschehen, wenn er ihren Händen entrissen und mitten in den Kampf des Lebens gestellt werde.

„Was soll denn", fragte spitz Tante Lorchen, „das Mundchen, das doch noch ein halbes Kind ist, in diesem schrecklichen Lande anfangen?"

„Ein Mann werden, was ihm hier unmöglich ist", erwiederte kurz und grob der Posthalter.

„Sind in Java nicht auch Tiger?" fragte Tante Lorchen.

„Gewiß", antwortete der Posthalter, „auch Krokodille und Rhinocerosse."

„Schrecklich, schrecklich!" sagte Tante Lorchen, sich das Gesicht verhüllend, als sähe sie jene blutgierigen Bestien ihr geliebtes Mundchen zerreißen.

„Was mich am meisten ängstigt", meinte die Frau Doctor, „ist das heiße Klima, dem keine Gesundheit Widerstand leisten kann, und die bösartigen Fieber, die gerade in Batavia hausen und denen viele Tausende erliegen. Man kann doch einer Mutter nicht zumuthen, ihr einziges Kind geradezu dem Tode in den Rachen zu schicken!"

„Warum denn nicht?" sagte der unverbesserliche Posthalter. „Gibt es nicht genug Mütter, die ihre Kinder sogar in den Krieg schicken? Doch um auf Batavia zu kommen: Batavia ist eine Stadt von nahezu viermal hunderttausend Einwohnern. Alle diese Einwohner haben

Mütter gehabt und haben diese Mütter nicht sämmtlich dasselbe gewagt, was von Ihnen verlangt wird?“

„Sie sind ein rauher, harter Mann, Herr Junior“, sagte Tante Lorchen. „Sie haben kein Mitleid mit den Gefühlen Anderer.“

„Wo die Pflicht ruft, kenne ich allerdings kein Mitleid“, erwiederte der Posthalter. „Eine Mutter muß zum Heil ihres Kindes Alles wagen. Abraham war bereit, auf Gottes Befehl seinen Sohn Isaak zu opfern.“

„Ach Gott, wenn das Meer und die Haifische und die Seekrankheit nicht wären!“ weinte Tante Lorchen. „Wer soll denn für den Jungen sorgen, wenn er unwohl wird oder wenn er in Gefahr kommt? Er ist doch gar nicht daran gewöhnt, für sich zu sorgen.“

„Das wäre ja gerade sein Glück, wenn er einmal gezwungen würde, für sich zu sorgen. Das ganze Vermögen seines Onkels ist nicht so viel werth, als wenn er ein selbstständiger, charakterfester Mann würde. Darum lasset ihn in Gottes Namen nach Batavia gehen. Er ist in Gottes Hand dort so gut wie hier. Entbehret ihn eine Zeit lang, und Gott wird ihn Euch nach dieser Zeit als einen tüchtigen Menschen zurückgeben, an dem Ihr doppelt Freude erlebet.“

Jetzt weinte auch die Frau Doctor und sagte: „Es wäre ja vielleicht gut für Sigismund, wenn er nach Batavia ginge, aber für alles Gold in der Welt schicke ich mein Kind nicht in solche Gefahr. Ich kann nicht, ich kann nicht.“

Zugleich erhob sich Tante Lorchen und sagte, ihre Thränen abwischend, in feierlichem Tone: „Du hast Recht, Schwester, Du kannst und darfst als Mutter nicht. Aber Ihnen, Herr Junior, muß ich sagen: Wir betrachten den als unsern ärgsten Feind, der uns noch einmal davon redet, wir sollten unseren Sigismund nach Batavia schicken".

Der Posthalter lachte laut auf, um nicht seinen Zorn in anderer Weise zu äußern, und sagte weggehend: „Wem nicht zu rathen ist, ist nicht zu helfen. Aber ich hätte es mir denken können, als ich es unternahm, Weibern Vernunft zu predigen".

2.

Zwei Nebenbuhler.

Aarfurt war ein Landstädtchen, reizend auf einen kaum merkbaren Hügel gebaut inmitten der gesegnetsten Landschaft, wo Obst- und Weingärten mit fruchtbaren Waizenfeldern, saftigen Wiesen und üppigen Buchenwäldern lieblich abwechselten, wo Dorf an Dorf sich drängte und in der Tiefe mächtige Mühlen klapperten. Ein klares Flüßchen umspülte plätschernd die uralten Thürme und Stadtmauern, die weithin in die Umgegend hineinragten, und die hellen Landhäuser, die mitten in prächtigen Gär-

ten außerhalb der Stadt angelegt waren, und lief dann luftig dicht neben einer weißblinkenden Chaussee größeren Städten und Strömen entgegen.

Es war kein Wunder, daß den alten Weidig in Batavia das Heimweh ergriff. Die Insel Java mit ihrer üppigen Vegetation gehört ja freilich zu den gepriesensten irdischen Paradiesen, allein die Gegend von Aarfurt war auch eine Art Paradies, allerdings nur ein deutsches. Dort gab es keine ewig grüne Palmenwälder, aber frisch schattige Buchenhaine; dort reiften keine Ananas, keine Cocosnüsse und keine Bananen, aber prachtvolle Aepfel, Wallnüsse und Trauben; dort wurde kein Zuckerrohr, kein Kaffee und kein Reis gezogen, aber schmackhafte Kartoffeln, süße Runkelrüben und goldener Waizen; dort lagerte nicht auf den Fluren die Sonnenpracht, der Farbenreichthum und der Blüthenduft des Südens, aber der Wechsel der Jahreszeiten ließ nach den rauhen Winterstürmen die Frühlingsluft und Sommerherrlichkeit desto entschiedener hervortreten, während die süßen Sänger unsrer Büsche und Wälder kühn den Vergleich wagen durften mit den buntgefiederten Vögeln Java's.

Ueberdies war über das deutsche Paradies der Duft der Heimath ausgebreitet. Heimische Herzen schlugen dort und heimisches Leben pulsirte überall, zwar hier nur in den engen Grenzen einer Kleinstadt, aber desto fesselnder und in seinen Erinnerungen desto anziehender. Jedermann kannte sich, fast Alle waren miteinander verwandt und

bildeten eine weitverzweigte Familie, wo viel Haß, Neid, Verdruß, Zank und Geschwätz hin und her wogte, wo aber auch Freud und Leid miteinander getragen wurden.

So war damals in Aarfurt die ausgebreitetste Familie die Familie Weidig. Fast ein Drittel der Bewohner, hoch und niedrig, schrieb sich Weidig. Es waren meistens Bauern, und zwar recht reiche Bauern, wie denn überhaupt Aarfurt zum größten Theil von Bauern bewohnt wurde. Man sagte wenigstens in der Umgegend, wenn die Bauern in Aarfurt im Felde seien, sei Niemand mehr zu Hause. Doch ein Zweig der Familie Weidig hatte den Bauernstand verlassen und war, wie die Aarfurter sagten, „vornehm“ geworden. Es waren das die Nachkommen des alten Pfarrers Konrad Weidig, der als Aarfurter Bauernsohn Theologie studirt und lange Jahre des vorigen Jahrhunderts in Aarfurt gewirkt hatte und dort gestorben war.

Von den sieben Söhnen des Pfarrers waren drei wieder in Aarfurt angestellt worden, der eine als Amtmann, der andere als Rentmeister und der dritte als Oberförster. Die Kinder des Oberförsters kennen wir bereits. Es waren nur zwei, nämlich der „Batavier“ und eine an einen Pfarrer verheirathete Schwester, deren Kinder die Frau Doctor Winter und Tante Lorchen uns auch bereits vorgeführt wurden.

Die zahlreichen Nachkommen des Amtmanns und Rentmeisters dagegen, nicht vermögend genug, um zu studiren, und zu stolz, um ein Geschäft zu lernen, bekleideten die

Subaltern-Stellen bei der Verwaltung und die Schreiberposten bei den Gerichten oder practicirten als Winkeladvocaten, ein hochnasiges Geschlecht, das, obwohl es ihnen oft herzlich schlecht ging, auf ihre Vettern, die Bauern, sehr hochmüthig herunterjah.

Diese Schreiber und Advocaten waren vorzüglich die Neidsäcke und Heimtücker, über die der Posthalter so wüthend war. In der That wäre es ihnen am liebsten gewesen, als die Erbschaft der Batavischen Millionen sich meldete, die Familie Winter hätte bereits im Grabe gelegen oder hätte wenigstens schnell diesen stillen Ort aufgesucht. Daß es aber nicht so war, erfüllte sie mit Haß, Bosheit und geheimem Ingrimm.

Der Tonangeber des ganzen Treibens war aber der sogenannte „lange Weidig", ein Winkeladvocat oder, wie die Aarfurter sich ausdrückten, ein „Ferkelstecher" von der echten Sorte. Seine lange Nase hatte er in allen Zwistigkeiten und Stänkereien der Umgegend und seine krallenartigen Finger in Jedermanns Taschen. Trotzdem kam er auf keinen grünen Zweig. So oft er auch die Taschen Anderer leerte, seine Tasche wurde deshalb nicht gefüllt. Sein unendlicher Durst, der an keinem Wirthshaus vorüber kommen konnte, eine zahlreiche Familie und eine vernachlässigte Haushaltung waren immer offene Ableitungskanäle.

„Warte nur, bis unsere Kinder einmal erwachsen sind, dann geht es uns besser!" pflegte er seine Frau zu trösten.

Eine besondere Hoffnung setzte er auf seinen zweit-

ältesten Sohn, den Konrad Weidig, einen Altersgenossen Sigismunds.

Derselbe war wirklich ein außerordentlich begabter Junge. Er vereinigte mit der raschesten Auffassungsgabe das treueste Gedächtniß und eine Willensstärke, die ihn zu Bedeutendem befähigte. Dabei war er so früh reif und weltklug, daß er seinem Vater, kaum der Kindheit entwachsen, die besten Rathschläge in seinem Geschäft ertheilte und denselben in das höchste Erstaunen versetzte.

„Entweder", pflegte dann der lange Weidig zu sagen, seine purpurne Nase schmunzelnd reibend, „wirst Du noch Minister oder endigst am Galgen. Ein Anderes gibt es nicht."

Er wurde immer eitler auf seinen Sohn, je mehr sich derselbe entwickelte. Denn Konrad war auch körperlich ein prächtiger junger Mensch: eine stahlkräftige, elastische Gestalt mit unverwüstlicher Gesundheit, ein bräunlich gefärbtes, schönes Gesicht, in welchem die Klarheit seines Geistes und die Energie seines Willens sich spiegelte.

Sein Vater hielt ihn für Großes bestimmt und verwandte das Mögliche zu seiner Erziehung. An eine sittliche und religiöse Ausbildung des Herzens dachte er dabei jedoch nicht, denn er besaß selbst keine. Statt Gott und Göttliches pflanzte er nur die Welt und den Glanz der Welt in die Brust seines Kindes. In seinen excentrischen Augenblicken äußerte er manchmal: „Schade, daß Du nicht in einer so bewegten Zeit lebst, Konrad, wie der Bonaparte

Napoleon. Derselbe ist Kaiser der Franzosen geworden und war auch eines Advocaten Sohn."

Dieser Konrad Weidig und Sigismund Winter waren Nebenbuhler von Kind auf und wurden es später noch mehr.

Nicht weit von dem Winterischen Landhäuschen, dicht vor dem verfallenen Stadtthore, lag ein weiter mit Kastanienbäumen bepflanzter Platz, der unten von dem Postgebäude begrenzt wurde, in dessen Hintergrund aber die verschiedenen Schulen Aarfurts errichtet waren. Auf diesem Platze, der den Spielplatz der Aarfurter bildete, und in den Schulen selbst hatte Konrad Weidig stets unumschränkt geherrscht, während Sigismund in Beidem eine ziemlich traurige Rolle gespielt hatte.

Sigismund war eigentlich ein talentvoller Knabe und lernte leicht, aber da er oft beim Unterrichte wegen Unwohlseins fehlte, und da sein etwas träges, träumerisches Wesen noch durch die Grundsätze Tante Lorchens, die den Kopf nicht zu viel angestrengt wissen wollte, unterstützt wurde, blieben seine Kenntnisse lückenhaft und wurde sein ganzes Auftreten unsicher, so daß er kaum in der Schule herausjagte, was er wirklich wußte, und sein Ruf als Schüler immer schlechter wurde.

Bei dem Spielen der Anderen stand er meistens an einen Baum gelehnt und sah sehnsüchtig zu. Er durfte sich nicht betheiligen, um sich nicht zu erhitzen oder einen Arm- oder Beinbruch davonzutragen. Hatte er aber einmal

die Erlaubniß, so war sein Benehmen linkisch, da er wußte, daß er vom Hause wie mit Geiersblicken beobachtet wurde. Da er sich auf diese Weise nie mit seinen Genossen messen konnte, schwand sein Selbstvertrauen immer mehr, wurde schüchtern und Unselbständigkeit trat an die Stelle.

An Konrad Weidig, der in jedem Unterrichtsgegenstande der Erste war, alle Spiele dirigirte und überall den Ton angab, sah er auf wie zu einem Helden. Er verglich ihn mit Achilles, mit Alexander und Cäsar, und ein Träumer, wie er war, konnte er stundenlang Märchen träumen, wo der Konrad die Heldenrolle spielte und unbegreifliche Thaten that, während er selbst den Freund und Begleiter bildete, der dann als Mond von der Sonne erst sein Licht empfing. Wie gerne hätte er sich an Konrad angeschlossen und sich ihm untergeordnet; — er buhlte ordentlich um Konrads Gunst, aber dieser wollte nichts von ihm wissen und stieß ihn schnöde zurück.

Unbegreiflich war es, aber Konrad beneidete den Sigismund, und um was? zumeist um dessen schöne Kleider, dann um dessen seidenweiche blonde Locken, um dessen sanfte blaue Augen und um seine schlanke Gestalt, da er selbst schwarz und untersetzt war. Trotzdem Sigismund ihm nur Liebe entgegenbrachte, verfolgte er ihn, wo er konnte, nannte ihn das seidene Püppchen, und statt ihn an den Spielen Theil nehmen zu lassen, setzte er ihn dem Hohn und Spott der Andern aus.

Im Ganzen stand bei alledem Sigismund mehr in Gunst bei den Kameraden als Konrad. Sigismund war

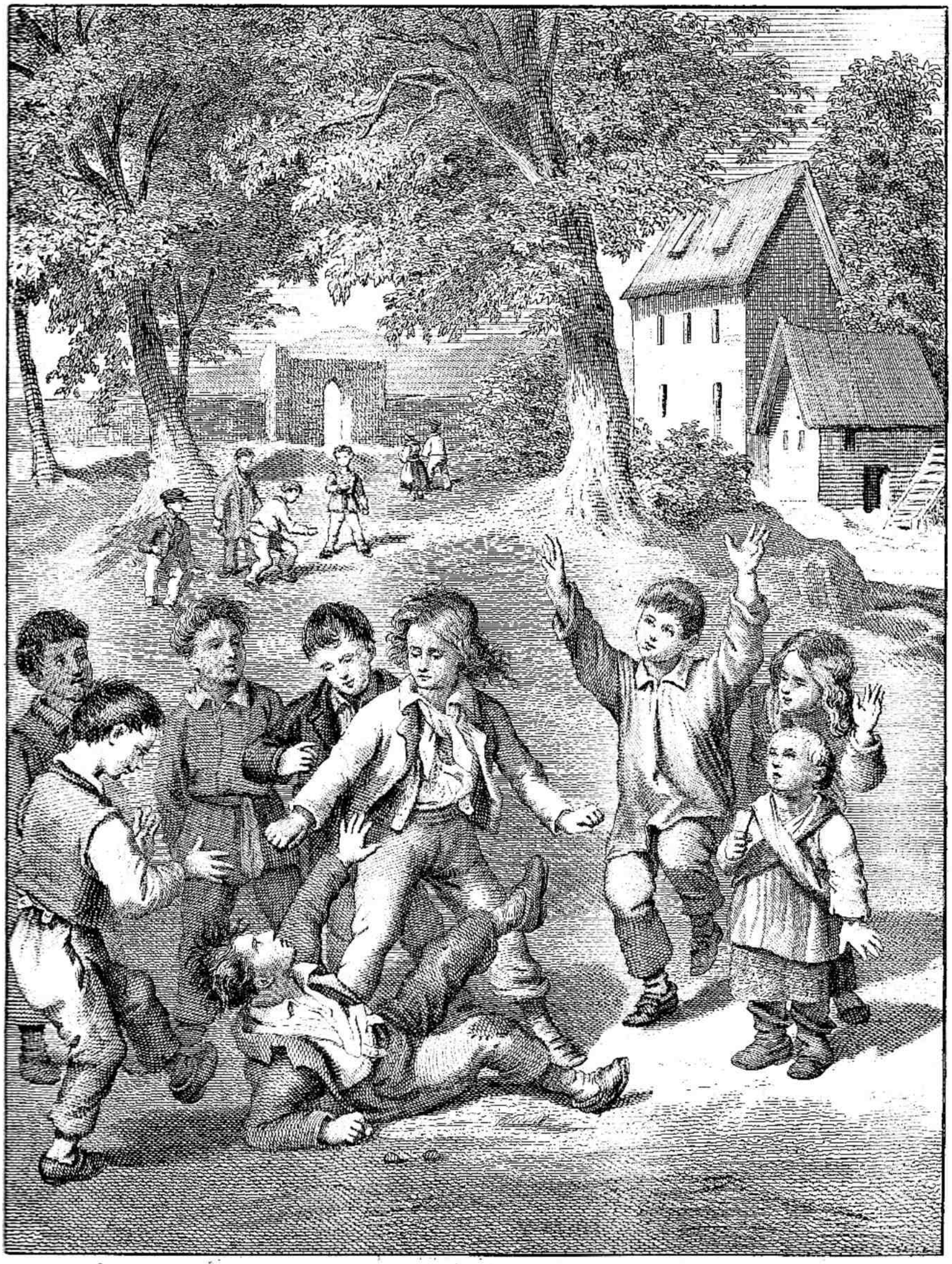
im höchsten Maße aufrichtig, dabei leichtgläubig und vertrauend, und wenn ihn Jemand um eine Gefälligkeit bat, wahrhaft aufopfernd und für jede Kleinigkeit so dankbar, während Konrad sich gewöhnlich selbstsüchtig und gewaltthätig zeigte und im Umgang unehrlich und spottsüchtig war. So wurde Sigismund mehr geliebt, Konrad dagegen zu seinem nicht geringen Aerger mehr gefürchtet.

Es gab einige Gelegenheiten, wo die Sympathie der Genossen für Sigismund offen zu Tage trat.

So stand eines Tages Sigismund da und schaute mit ganzem Interesse einem Glückernspiele zu. Wie gern hätte er mitgemacht! Er besaß so schöne Glücker. Aber er durfte sich nicht bücken. Nach der Ansicht „Tante Lorchens" war der Boden zu feucht. Er konnte sich leicht erkälten. Da trat von hinten Konrad an ihn heran und winkte den Anderen Acht zu haben, indem er etwas mit Sigismund vorhabe, was ihnen gewiß Scherz bereiten würde. Hierauf stieß er dem Dastehenden unvermuthet mit beiden Händen in die Kniekehlen, daß derselbe zusammenknickte und dann der Länge nach hinfiel.

Ein lautes Gelächter erscholl, in das der boshafte Konrad recht höhnisch einstimmte, zumal als er sah, wie Sigismund weinend bemüht war, die Schmutzspuren aus seiner zierlichen Kleidung zu entfernen.

Da erfaßte plötzlich eine furchtbare Wuth den über alle Maßen gutmüthigen, sanften Knaben. Sigismund schlug Konrad mit der Faust in das Gesicht, daß dem-



selben das Blut aus der Nase schoß, und ihn um den Leib fassend, warf er denselben nach einigem Ringen auf die Erde.

Die Zuschauer hätten nicht erstaunter aussehen können, wenn der Himmel angefangen hätte einzustürzen, als über diesen Auftritt, zunächst darüber, daß sich Sigismund, der sich sonst Alles gefallen ließ, überhaupt wehrte, und zweitens, daß er den Konrad Weidig, mit dem sich sonst Niemand mehr zu messen wagte, angriff, und zum dritten, daß er den Unbesiegbaren wirklich besiegte. Wer hätte solche Kraft und Gewandtheit dem schwächlich scheinenden Sigismund zugetraut?

Jetzt erhob sich aber Konrad wuthschnaubend wie ein wildes Thier, um sich wieder auf Sigismund zu stürzen und schreckliche Rache zu nehmen.

Da traten wie auf Verabredung die Genossen dazwischen und erklärten: Konrad sei vollständig recht geschehen, und er dürfe Sigismund nichts mehr zu Leide thun.

Ueber Konrads Gesicht zuckte wilder Hohn. „O Ihr Sclaven und Feiglinge", rief er, „die Ihr Euch auch schon beugt vor dem Reichthum. Das seidene Püppchen gilt mehr bei Euch, weil es schönere Kleider anhat als ich."

„Nein", sagte Einer, „der Sigismund ist uns lieber, weil er besser ist wie Du", und die Anderen gaben ihre Zustimmung.

Mit geballten Fäusten und knirschenden Zähnen entfernte sich endlich Konrad, da er sah, daß er nichts ausrichtete. Sigismund aber spielte jetzt frischauf mit seinen

Freunden, ohne sich um die Tante zu kümmern. Am Abend jedoch kam er, obwohl mit Blut und Schmutz besudelt, in wahrem Siegerschritt nach Haus und sah kaum, als die Tante bei seinem Anblick in Ohnmacht fallen wollte.

Ein anderes Mal hatte Sigismund in der Schule einen Aufsatz geschrieben, der nicht blos der beste war, sondern sogar allgemeine Bewunderung erregte. Man hatte dem schüchternen Knaben solche Gedanken und solchen poetischen Schwung in der Ausdruckweise nicht zugetraut. Freilich ahnte Niemand, daß gerade seine Zurückgezogenheit sein inneres geistiges Leben gefördert und vieles Lesen seinem Phantasiereichthum großen Vorschub geleistet hatte, und daß man nur den rechten Ton bei ihm anzuschlagen oder ihm das richtige Thema zu geben brauchte, um wirklich etwas ganz Besonderes von ihm zu erlangen.

Als der Lehrer mit seinen Lobeserhebungen gar nicht fertig werden konnte, sagte plötzlich Konrad Weidig, der fast vor Neid barst: „Das hat er sicherlich nicht allein gemacht, sondern abgeschrieben".

„Ist das wahr, Winter?" fragte der Lehrer, der auf die Meinung Konrads, seines besten Schülers, großes Gewicht legte.

„Ich habe den Aufsatz ganz allein gemacht und kein Wort abgeschrieben", erklärte Sigismund, während ihm die Thränen in die Augen kamen.

„Ich habe einmal etwas ganz Aehnliches gelesen", behauptete dreist Konrad.

„Ich habe wirklich den Aufsatz ganz allein gemacht", wiederholte Sigismund. „Es ist aber höchst unrecht von dem Konrad Weidig, daß er mir so Schlimmes nachredet." Nach diesen Worten schoß demselben ein Strom Thränen über das Gesicht.

Jetzt erhoben sich Etliche, und dann folgte die ganze Klasse und sagte: „Wir glauben, daß der Winter den Aufsatz allein gemacht hat. Wenn er es behauptet, ist es wahr, denn er lügt nicht".

„Das ist ja ein wunderschönes Zeugniß, was Ihr Eurem Mitschüler ausstellt", meinte der Lehrer. „So will ich denn auch ihm glauben. Aber Dir Weidig muß ich sagen, wenn Du nicht einen vollgültigen Beweis für Deine Behauptung bringst, wird der Verdacht einer gehässigen Verläumdung auf Dir sitzen bleiben."

Konrad brannte die Scham auf den Wangen und kochte die Wuth im Herzen, allein so sehr er sich nachgehends bemühte, einen Beweis für seine Behauptung zu finden, der Verdacht einer gehässigen Verläumdung blieb auf ihm sitzen.

Nachdem Beide die Realschule ihres Heimathstädtchens ungefähr im siebzehnten Jahre absolvirt hatten, Konrad mit vorzüglichen Zeugnissen, Sigismund mit sehr lückenhaften Kenntnissen, kamen sie in keine besondere Berührung weiter. Jeder ging jetzt seinen eigenen Weg. Es handelte sich um die Wahl eines Berufes.

Konrad hätte um sein Leben gern studirt, doch war

für ihn schon die Bahn, die er einschlagen mußte, bestimmt. Er wanderte in die Schreibstube, wie auch die anderen Weidigs.

O mit welchem Neid und Haß sah der ehrgeizige junge Mensch auf Sigismund, der wohl das nöthige Geld zum Studiren hatte, der aber nicht einmal zu einem Entschlusse kommen konnte, was er denn eigentlich werden sollte.

An dieser Unentschlossenheit trugen allerdings seine Mutter und seine Tante ihren Theil Schuld, indem sie sich nicht entschließen konnten, ihr Söhnlein weit wegzuthun.

Das war eine Zeit des trostlosesten Hindämmerns und Träumens für Sigismund oder, wie sie der grobe Posthalter charakterisirt hatte, jene Zeit „des Romanlesens, des Gedichtemachens und Schnurrbartdrehens".

Am liebsten hätte sich Sigismund zum Studium der Forstwissenschaft entschlossen. Der Wald war seine Freude. Auch hatten Jagd und Fischfang großen Reiz für ihn. Schon mehrmals hatte er sich heimlich Jagdparthien angeschlossen, die von einer in Aarfurt bestehenden Jagdgesellschaft ausgeführt wurden. Erlaubniß dazu hätte er ja nie erlangt.

Die Grundsätze Tante Lorchens standen felsenfest: „Wer schwimmen lernt, ertrinkt; — wer reiten lernt, bricht den Hals, — und wer auf die Jagd geht, wird erschossen".

Noch war man zu nichts entschieden, als sich der Erbonkel von Batavia meldete und durch seine reiche Erbschaft jedes Fach- und Brodstudium und dadurch die Ent-

fernung Sigismunds unnöthig machte. Damals ahnte man freilich noch nicht die grausamen Gedanken des alten Kaufmanns, wonach er das persönliche Erscheinen seines Großneffen in Batavia verlangte. Sonst wäre eine Gymnasialstadt oder eine Universität doch viel näher und leichter erreichbar gewesen als die ferne Insel Java.

In Sigismund selbst aber bewirkte die Aussicht auf die Erbschaft eine Art Revolution. Seine Jugendkraft empörte sich gegen die Apathie, in die er förmlich versunken war.

Er lernte jetzt — zur Todesangst der Tante — schwimmen und reiten und ging auf die Jagd und zum Fischfang. Ja er kaufte sich ein Pferd, ritt und fuhr aus.

Freilich war das die Beschäftigung eines großen Herrn oder eines großen Tagdiebes, aber wenn auch der Geist ziemlich brach lag, wurde doch sein Körper stärker und männlicher. Und Konrad Weidig, der durch die Fenster seiner engen, dumpfen Schreibstube am frischen Morgen im leichten Jagdwagen seinen Nebenbuhler in die grünen Waldungen hinausfahren sah, wurde fast vor Neid und Wuth verzehrt.

Eines Tages keuchte Konrad auf der staubigen Chaussee in unerträglicher Sommerschwüle daher. Ein riesiger Aktenbündel auf seiner Schulter drückte ihn fast zu Boden. Schwarze, dicke Wolken am Firmament zeigten auf ein nahes Gewitter, dem er ausweichen mußte, wenn die Akten nicht durchnäßt werden sollten. Sie enthielten die Rechnungen und Urkundenbände einer Nachbargemeinde, denen

er, um Geld zu verdienen, in den Freistunden die Rechnung stellte.

In den Augenblicken der höchsten Noth kam Sigismund in seinem Wägelchen leicht daherkutschirt. Er hielt bei Konrad, den er schon von Weitem bemerkt hatte, an. „Konrad, steig ein!“ sagte er, „Du und Deine Papiere werden naß. Das Gewitter ist in nächster Nähe.“

„Lieber sterben!“ keuchte Konrad, Sigismund einen Blick des höchsten Grimmes zuschleudernd.

Sigismund fuhr sinnend weiter. Konrad aber ballte ihm die Faust nach und sagte, während der erste Donner dumpf durch das Thal hindröhnte: „Es wird wohl auch die Zeit noch kommen, wo Du im Staube keuchst und ich stolz an Dir vorbeikutschire, aber wehe Dir dann!“

Sollten diese Worte in Erfüllung gehen?

Kurze Zeit darnach kam das Verlangen des Onkels, Sigismund solle nach Batavia kommen, darnach die entschiedene Absage seiner Mutter.

Aber der alte Onkel schien noch zum guten Theil seinen harten Kopf von früher zu haben; denn alsbald erschien wieder ein Schreiben von ihm, und zwar nicht mehr an die Frau Doctor Winter, sondern an den „langen Weidig“, worin derselbe aufgefordert wurde, an der Stelle Sigismunds einen anderen tauglichen jungen Mann aus der Familie zu schicken.

Der Advocat Weidig schickte natürlich Konrad.

Sich die rothe Nase vor Vergnügen reibend, sprach er:

„Ich habe es immer gesagt, der Konrad ist zu Großem bestimmt. Der ist der rechte Mann dort am Platze. Jetzt sind uns des Onkels Millionen sicher."

3.

Wie Zwei nach Batavia kommen, die vorher nicht daran gedacht hatten.

Eine ganze Fluth einestheils des Zorns, anderntheils des Spottes ergoß sich über die Familie Winter wegen dieser Geschichte. Voll Zorns waren vorzüglich die Gönner und Freunde der Frau Doctor, darunter der Posthalter Junior in erster Linie, der lange Reden hielt über Affenliebe der Mütter gegen Kinder, von der Verkehrtheit des Menschengeschlechts im Allgemeinen und der der Weiber insbesondere, und der sich die bissigsten Ausfälle erlaubte gegen „Erbschleicher" in Aarfurt und gegen „Großmoguls" in Batavia, die da glaubten mit den Menschen spielen zu können, weil sie Geld hätten. Der Spott dagegen kam von Jedermann. Es ist ja eine gute Portion Spottlust und Schadenfreude im Menschen, zumal da, wo man früher bewundert und beneidet hat. Nicht umsonst heißt es im Sprichwort: „Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen."

Am bedauernswürdigsten war dabei der an sich unschuldigere Sigismund. Gewöhnt an seine Unselbständigkeit, war er gar nicht gefragt worden, ob er dem Ruf seines Großonkels folgen wolle oder nicht. Freilich hatte er sich bei der ihm anhangenden Schüchternheit und Verzärtelung den Beschlüssen seiner Mutter und Tante nicht ungern gefügt. Aber jetzt mußte er hauptsächlich den Spott und Hohn der Welt tragen. Die Frauen entschuldigte man schon eher in ihrer Schwäche, aber den jungen Mann, der Muth und Kraft hätte zeigen sollen, und der so leichtsinnig Millionen verscherzt hatte, traf die allgemeine Verurtheilung.

Die Einen nannten ihn ein verzärteltes Muttersöhnchen, die Anderen einen jämmerlichen Feigling, die Dritten hießen ihn geradezu einen Narren. Wo er in Gesellschaft ging, wurde er gehänselt, und wo er sich öffentlich zeigte, wurden laute Bemerkungen über ihn gemacht.

Er mußte, um ungestört zu bleiben, die einsamsten Waldwege einschlagen und die Dörfer aufsuchen, wo man ihn nicht kannte. Denn selbst in den Dörfern, wenn er erkannt wurde, gab es eine Art Auflauf. Jedermann in der Gegend hatte ja schon seine Geschichte gehört und sich darüber gewundert. Und den Bauern war er vielleicht noch merkwürdiger, weil sie gewohnt sind, auch um geringsten Vortheils willen sich keine Strapatzen und Mühen zu schenken.

Da durfte es denn nur heißen: „Der Sigismund Winter

aus Aarfurt!“ dann kam die Frau noch mit dem Koch=löffel in der Hand auf die Hausthüre und die Magd aus dem Stalle. Der Knecht, der eben Dung auflud, steckte die Gabel hin, wischte den Schweiß vom Gesicht und sah ihm lange nach und sagte: „Der hat auch noch keinen Dung geladen, sonst hätte er keine Millionen ausgeschlagen“.

Ein Haufe Kinder aber folgte ihm bis in's Feld, ja bis in den Wald hinaus, und wenn er stand, standen sie auch, und wenn er ging, gingen sie auch. Sie starrten ihn mit großen Augen und offenstehendem Munde an und sagten wichtig zu einander: „Jetzt steht er! jetzt geht er!“ Sie hielten ihn offenbar für eine Art Wunderthier.

Wenn auch Sigismund eine mehr innerlich angelegte Natur war, so wurden ihm doch diese laut ausgesprochenen Urtheile und diese auffallende Aufmerksamkeit, die man ihm zuwandte, nachgerade unerträglich.

Dazu kam, daß er jetzt, wo ihm die Millionen des Onkels wahrscheinlich entgingen, ernstlich an einen Be=ruf denken mußte, wobei ihm heiß einfiel, daß er die schönste Zeit zur Vorbereitung verbummelt und versäumt habe.

Eine ernstliche Reue ergriff ihn, daß er so gutwillig das reiche Erbe, das schon gleichsam sein Eigenthum ge=wesen war, an einen Anderen hingegeben hatte. Jetzt erst dachte er daran, wieviel Gutes er damit hätte stiften können und wieviel Segen in gut verwalteten irdischen Schätzen liegt. Hatte ihn nicht Gott vielleicht gerade auf

diesen Posten gerufen und er war diesem Rufe nicht gefolgt? Welchen Posten nahm er überhaupt jetzt ein? Hatte er denn die ihm von Gott geschenkten Talente richtig benutzt, um einen solchen Posten einzunehmen?

So wurde er von einer Frage zu der anderen gedrängt. Einmal aus seinem Hindämmern aufgewacht, schritt er zu einer entschiedenen Selbstprüfung und wurde dadurch mit sich und seiner Lage immer unzufriedener.

In dieser Stimmung traf eines Tages der Posthalter, sein Vormund, mit ihm zusammen. „He, holla Bursche!" rief dieser, „die Millionen sind jetzt fort. Jetzt heißt es nicht länger gefaulenzt, sondern einen Beruf ergriffen, um später leben können. Zum Studiren wird es freilich zu spät sein, auch fehlt Ihm der rechte Eifer dazu. Zum Kaufmann ist Er zu unpraktisch. Da wird denn der Herr am besten auf eine Schreibstube gehen. Vielleicht ist die Stelle des Konrad Weidig noch offen. Oder zieht es der Herr vielleicht vor, Schuster oder Schneider zu werden oder Schreiner oder Lackirer?"

Sigismund wurde feuerroth im Gesicht und zerdrückte eine hervorquellende Thräne.

„Nicht wahr, da wäre es doch schöner gewesen, einen Blick in die Welt draußen zu werfen, sich einige Wochen in einem jener herrlichen Dampfer, wo man Salons und Schlafzimmer, ja überhaupt den ganzen Comfort unserer ersten Gasthöfe findet, auf den Wellen des Meeres schaukeln zu lassen, um dann eines der Paradiese der Welt zu

betreten und dort von den Armen sehnsüchtiger Verwandten-liebe empfangen zu werden, die bereit waren, uns mitten in den Schooß unendlicher Reichthümer zu setzen.

Als ich jung war, wäre mir nichts lieber gewesen als Reisen, und ich hätte wahrhaftig nicht noch einen Erbonkel nöthig gehabt, um mich zu reizen. Nur um die Welt zu sehen, hätte ich mich dreifach so großer Gefahr ausgesetzt, als eine Reise nach Java hat.

Und wie Viele haben so gedacht wie ich und denken heute noch so und darunter Fürsten und Prinzen, Leute aus den höchsten Kreisen. Oder ist Dein Leben mehr als dieser Leben? oder als das Leben so vieler Tausende und Millionen, die sich tagtäglich in größere Gefahren begeben?"

„Onkel (Sigismund nannte den Posthalter seit seiner ersten Jugend Onkel), ich würde ja recht gern gehen."

„Du würdest gehen?" fragte ganz erstaunt der Posthalter. „Ei nun warum gehst Du denn nicht?"

„Kann ich dann jetzt noch gehen?" fragte Sigismund in gespanntester Erwartung.

„Freilich kannst Du. Der Konrad Weidig ist ja nur ein Behelf. Du bist und bleibst der eigentliche Erbe, und Dein Onkel wird Dich mit offenen Armen empfangen, wenn Du wirklich kommst."

Sigismunds Augen leuchteten: „O dann gehe ich lieber heute als morgen".

Der Posthalter betrachtete seinen Mündel mit Vergnügen: „Siehe, so gefällst Du mir, Sigismund. Das

war ein Klang aus alter Zeit. Es kann sich noch Alles besser gestalten, als ich es mir gedacht habe".

„Aber werden meine Mutter und Tante ihre Zustimmung geben?" fragte Sigismund, wieder bedenklich werdend.

„Wir sind jetzt zu zwei", erwiederte der Posthalter. „Ich kämpfe jetzt nicht mehr allein. Wir zwei werden sie schon weich bringen."

In der That brachten sie es fertig. Indessen war es auch nicht mehr allzu schwer, die beiden Frauen anderen Sinnes zu machen. Die Eifersucht auf den Konrad Weidig hatte schon trefflich vorgearbeitet.

Wer hätte übrigens noch vor Monaten es für möglich gehalten, daß diese beiden Frauen mit Eifer daran gehen würden, ihren Sohn für die Reise nach Java auszurüsten? Doch der Gedanke war zu nagend, einen Anderen an der Stelle ihres Sohnes zu wissen, der ruhig die Millionen einstrich, die diesem bestimmt waren.

Anfangs ärgerten sie sich, dann weinten sie in der Stille, dann dachten sie an die Möglichkeit, daß Sigismund doch die Reise mache, und zuletzt ließen sie sich gutwillig von dem Posthalter überreden.

Doch ehe Tante Lorchen ganz und gar einstimmte, wollte sie von dem Posthalter das feierliche Versprechen haben, daß ihrem „Mundchen" nichts zustoßen würde.

„Wie kann ich denn das geben?" fuhr dieser sie an. „Kann ich mich denn überhaupt für irgend eines Menschen Leben verbürgen? Bin ich denn unser Herr Gott? Ein

solch' merkwürdiges Verlangen hat noch Niemand an mich gestellt, selbst der wunderlichste Passagier nicht, den ich mit dem Postwagen weiter beförderte, und es gibt wahrhaftig wunderliche Passagiere in der Welt. Ich kann doch höchstens Einem sagen: „Der Wagen ist gut, die Pferde sind treu, der Postillon ist recht, also nun in Gottes Namen zugefahren! Ich kann nicht über Wind und Wetter und alle Unfälle und Fahrlässigkeiten gebieten. Die stehen in eines Höheren Hand, und so kann ich auch hier nur sagen: „Man fährt fast auf dem Wasser mit gleicher Sicherheit, wie auf dem Land, und in Java selbst gibt es keine Menschenfresser, da wohnen nur die sehr behaglichen Holländer, die höchst arbeitsamen Chinesen und die außerordentlich friedlichen Javanen. Nirgends ist eine Gefahr in Sicht. Also in Gottes Namen zugefahren! Ueberall, wo wir sein mögen, auf dem Meere oder auf dem Land, in Batavia oder in Aarfurt, sind wir in Gottes Hand, und dem guten Gott wollen wir getrost unseren Sigismund anvertrauen".

„Ich bin auch nicht so ängstlich, wie Du, Schwester Lorchen", sagte die Frau Doctor. „Was vermögen wir arme, schwache Frauen denn für einen Schutz zu gewähren? Gott muß schützen und behüten, und bei ihm kommt es nicht darauf an, ob eine Lebenslage schwieriger und gefährlicher ist wie die andere. Sein Arm ist nie zu kurz und seine Kraft nie zu gering, um zu erretten.

Dagegen ist es Zeit, ich sehe es immer mehr ein, daß

wir uns von unſerem Kinde trennen müſſen. Der Mann hat einen anderen Berufskreis, wie die Frau, und es wäre ein Verbrechen an Sigismund und gewiß kein Zeichen von ächter Liebe, wenn wir ihn zu Hauſe feſthalten wollten. Es wird uns auch nicht gelingen, ſo wenig, wie die Henne die Enten ausgebrütet hat und zuſehen muß, wie die Entlein luſtig in's Waſſer hinein ſchwimmen. Das Huhn läuft am Ufer ängſtlich auf und ab und lockt und lockt, als wollte es ſagen: „Kommet doch, bei mir allein ſeid ihr ſicher.“ Allein die Entlein wiſſen es beſſer. Sie fühlen ſich im Waſſer in ihrem Element, und alles Locken der Henne hilft nicht. So werden auch wir zuletzt den Sigismund nicht halten können. Unſere Aufgabe iſt erfüllt. Wir hatten ihn heranzuziehen, dem Schlimmen zu wehren und möglichſt viel Gutes in ſeine Seele zu pflanzen.

Wir haben ja gewiß Sigismund viel verwöhnt und verzärtelt und in unſerer Schwäche viel bei ſeiner Erziehung geſündigt, aber wir haben ihn auch Gottesfurcht gelehrt und haben den Glauben in ihm zu erwecken geſucht, damit er einen feſten Halt habe und einen guten Ankergrund unter den Verſuchungen und Stürmen des Lebens. Und wenn er auch nicht ſo lebenserfahren ſein ſollte, ſo können wir ihn doch getroſt entlaſſen. Wenn denn die Trennungsſtunde ſchlagen ſollte: in Gottes Namen! Sie wird uns ſchwer werden. Allein da heißt es die Hand auf das pochende Herz gedrückt. Es iſt ja vorzüglich der Frauen Loos auf Erden, geduldig zu harren, zu hoffen und

zu beten. Wir werden gewißlich viel für ihn beten, und unsere Gebete werden die guten Engel sein, die ihn auf seiner Lebensreise begleiten werden."

Der rauhe Posthalter wischte sich eine Thräne aus dem Auge, und die Hand der Frau Doctor warm drückend sagte er: „Sie haben mich tief ergriffen, Frau Winter, und ich werde viel Verzeihung von Ihnen nothwendig haben; denn mein loses Mundwerk hat arg gegen Sie gesündigt. Warum haben Sie mich aber nicht schon früher einen Blick in Ihr Inneres thun lassen?"

Doch war hiermit Sigismund noch nicht entlassen. Wenn auch der Verstand zuletzt gefügig war, das Herz zog nicht. Es suchte mit allerhand Listen die Abreise zu verschieben und neue Tage und Stunden zu gewinnen. Die Tante berechnete alle möglichen Fälle und Unfälle und wollte für Alles Sorge tragen. Ganze Haufen Leibbinden, alle möglichen Unterkleider, eine vollständige Hausapotheke und wahre Riesenbüchsen mit Camillenthee wurden eingepackt, und immer kam noch Neues hinzu, was nach der Tante Ansicht unumgänglich nöthig war.

Der Posthalter gab zuletzt Sigismund den Rath, abzureisen und von der nächsten Station brieflich Adieu zu sagen. Es würde dadurch der Verzögerung ein Ende gemacht und vor allen Dingen die herzzerbrechendsten Auftritte beim Abschiednehmen vermieden.

So geschah es denn auch zur höchsten Entrüstung der Tante, die nun den Posthalter für alles eintretende Unglück

verantwortlich machte und zum großen Leidwesen der Mutter, die, obwol sie schon Wochen lang ihrem Sohne fortwährend Belehrungen und Ermahnungen gegeben hatte, glaubte, sie hätte ihm noch gar zu Vieles zu sagen gehabt, was jetzt ungesagt bleiben müßte.

Der Posthalter fiel vollständig in Ungnade. Doch währte diese schlimme Zeit nicht allzu lang. Denn die Frauen wollten genau wissen, in welcher Richtung Sigismund reisen würde, wie lang er zu Wasser und zu Land fahren würde, und wo er jetzt etwa wäre. Da wurde denn der Posthalter mit einem ganzen Pack Karten und Fahrplänen herüberspedirt, und der sonst so Unhöfliche kam und kam oft und gern. Er sprach selbst gern über Sigismund.

So saßen sie oft stundenlang und verfolgten die Reise ihres Lieblings. Der Posthalter machte sich den Scherz, immer genau wissen zu wollen, wo er jetzt wäre. „Heute ist er in Triest", sagte er oder: „Jetzt durchschifft er den Suez-Canal", oder er bezeichnete einen beliebigen Punkt der Südsee und sagte: „Jetzt ist er hier".

Die Frauen, die ihn viel von Länge und Breite sprechen hörten und seine geographischen Kenntnisse bewunderten, glaubten ihm auf das Wort und wurden dadurch viel beruhigter. Dem Posthalter aber leuchteten die Augen, wenn er auf diese Weise ihre Sorgen zerstreut hatte.

Jetzt kam die Zeit, wo ein Brief von ihm aus Batavia kommen konnte, und wirklich kam ein Brief, der viel Freude erregte, aber auch manches Thränlein hervorrief. Er

war ja glücklich angekommen und saß vergnügt in einem Gasthof in Batavia, ohne daß ihn vorher ein Haifisch verspeist oder das batavische Fieber verschlungen hätte; aber lagen nicht ungeheure Länder und Meere zwischen Aarfurt und Batavia, und wanderte nicht der heißgeliebte Sohn wie für ewig getrennt auf jener fernen Insel?

Sigismund wurde von ganz anderen Gefühlen beherrscht.

„Ich sitze hier", schrieb er, „und vor mir liegt die ganze Wunderwelt des Südens, wie ein herrliches, kostbares Märchenbuch, das ich Blatt für Blatt zu lesen gedenke."

Dann aber erzählte er Vieles von den gelben Chinesen und ihren langen, dicken Zöpfen, von den friedlichen kleinen Javanen und von den trägen Holländern, die zu Allem Bedienung haben müßten. Weiter beschrieb er Batavia mit seinen prächtigen Vorstädten und seinen herrlichen Villen und Gärten und erzählte von den köstlichen Früchten, die er schon genossen habe.

„Den Onkel", schrieb er zuletzt, „habe ich noch nicht aufgesucht. Jedermann aber kennt ihn hier. Er steht in großem Ansehen wegen seines Reichthums. Seine Villa, die eine wahrhaft fürstliche Pracht darbietet, habe ich von Weitem geschaut. Auch bin ich dem Konrad Weidig begegnet. Er fährt wie ein großer Herr daher. Ich fuhr auch. Denn hier muß jeder Europäer fahren. Er war sehr verplüfft, als er mich sah. Ich grüßte ihn und ließ meinen Wagen halten. Allein er fuhr mit einem höhnischen Lächeln im Gesicht vorbei.

Morgen oder übermorgen will ich zum Onkel gehen und dann Mehreres ſchreiben".

„Dumm! dumm! dumm!" brummte der Poſthalter in den Bart. „Warum iſt er nicht gleich zum Onkel gegangen?"

Er hatte große Befürchtungen, nicht wegen des batavischen Fiebers oder der batavischen Tiger, ſondern wegen des weltklugen und boshaften Konrad Weidig.

Und dieſe Befürchtungen waren, ſchien es, nicht ohne Grund; denn es kam kein Brief mehr von Sigismund. Der erſte blieb der einzige.

Lange, ſchwere, erwartungsvolle Wochen und Monate gingen vorüber. Auch von dem Onkel, an den man ſich gewandt hatte, kam keine Antwort.

Wer vermag die Verzweiflung der beiden Frauen zu ſchildern oder ihren Jammer und ihre Klagen nur annähernd zu beſchreiben? Ihre bleichen, abgezehrten Wangen und ihre faſt erloſchenen Augen bezeugten, was ſie litten. Das ſonſt ſo ſonnige Häuschen der Frau Doctor Winter war ein düſteres Trauerhaus geworden.

Der Poſthalter raiſonnirte Anfangs über die albernen Frauenzimmer, die ſich unnöthige Sorgen machten. Plötzlich aber verſtummte auch er, und wenn er etwas ſprach, waren es Troſtworte für die armen Frauen, wobei ihm ſelbſt die hellen Thränen über die Wangen liefen. Angſt und Sorge um den Jungen machten ihn krank.

„Er hat das ſchöne Märchenbuch nicht zu Ende leſen

ſollen“, meinte die Frau Doctor. „Wer weiß, welche Palme jetzt den Schatten über ſein Grab hinwirft! O, mein armer, braver, ſchöner, ſinniger Sigismund“, klagte die verzweifelnde Mutter.

Als die Noth und der Schmerz der Frauen am ſtärkſten waren, war plötzlich der Poſthalter aus Aarfurt verſchwunden, und ein anderes jüngeres Geſicht erſchien am Poſtſchalter und dirigirte die Poſtillons.

„Er hat den Jammer nicht mehr mit anſehen und anhören können, den er halb verſchuldet hat, und iſt ihm aus dem Wege gegangen“, ſagten die Aarfurter und gaben das als Grund an, warum derſelbe plötzlich aus Aarfurt abgereiſt war und einen Stellvertreter in der Poſtverwaltung angenommen hatte.

Andere meinten, er halte eine Badekur. Er hätte in letzter Zeit ſehr ſchlecht ausgeſehen. Andere vermutheten Anderes.

Da der Poſthalter aber auch nicht wiederkehrte weder in den erſten Wochen, noch in den erſten Monaten, wurde die Geſchichte immer räthſelhafter, man kam ſogar darauf, er habe ſich ein Leid angethan. Sein Gewiſſen habe ihm keine Ruhe gelaſſen.

Ein alter Schulfreund hätte es ſagen können, wenn er gewollt hätte, wohin der Poſthalter gegangen war. Derſelbe hatte es ihm noch in's Ohr geflüſtert, ehe er bei Nacht und Nebel Aarfurt verließ.

„Nach Batavia?“ hatte der Freund darauf voll Er-

ſtaunen gerufen. „Du nach Batavia? In Deinem Alter dieſe weite, beſchwerliche Reiſe?“

„Ja wegen des Sigismunds“, hatte dieſer geflüſtert. „Aber ſtill, ſtill, ſage Niemand etwas, ſelbſt den beiden Frauen nicht!“ Dann war er gegangen.

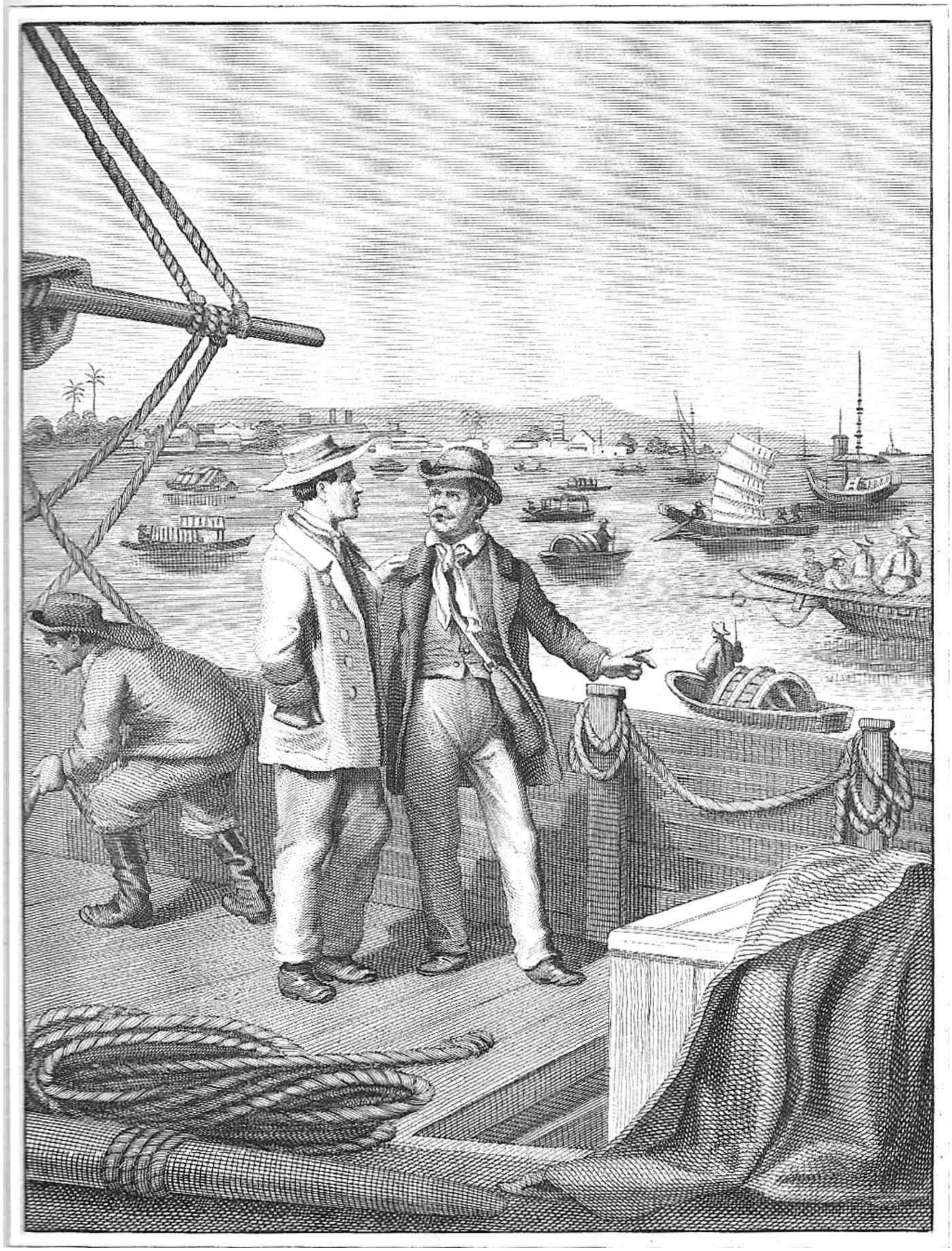
Der Schulfreund ſtand aber noch lange erſtaunt, und den großen Entſchluß, ſowie das gewaltige Opfer, das der Poſthalter brachte, überdenkend ſagte er: „Den nennt nun die Welt den alten Grobian!“

4.

Beim Onkel in Batavia.

Einige Wochen ſpäter ankerte das deutſche Schiff „Teutonia“ auf der Rhede von Batavia. Hafen kann man den Ankerplatz nicht wohl nennen, indem die Schiffe weit vom Lande weg draußen in der von etlichen Inſeln abgegrenzten See liegen müſſen.

Auf dem Deck des deutſchen Schiffes ſtand ein hoch gewachſener, ſtattlicher, alter Herr, deſſen Augen unter ſchon ergrauten, buſchigen Augenbrauen ſcharf nach der Inſel Java hinüberſchauten, ohne ſich um das bunte Gewimmel aller möglichen Fahrzeuge und Schiffe zu kümmern, die auf der viel beſuchten Rhede ſich herumtummelten.



Wegen des moraſtiſchen, flachen Ufers ſah man nur wenig von Batavia, und die Palmenwälder und Gebirge lagen zu fern, um ihren Anblick recht zu genießen. Jedenfalls wäre es intereſſanter geweſen, die beweglichen malayiſchen Prauen und die ſchwer beladenen chineſiſchen Dſchjunken zu beobachten, wie ſie ſich zwiſchen holländiſchen, engliſchen, deutſchen und amerikaniſchen Kauffahrtei- und Kriegsſchiffen bewegten. Vertreter aller Länder, eine halbe Welt ſchien auf dieſem Stückchen ſüdlichen Meeres vereinigt. Allein der Mann hatte ſich eine andere Aufgabe geſtellt, als ſeine bloße Neugierde oder Wißbegierde in Batavia zu befriedigen.

„Dieſes Java, iſt es nicht ein Paradies? he? he?“ fragte der Kapitän der Teutonia, Herr Schmitz, indem er zu unſerem Paſſagier herantrat.

„Dieſes Paradies, hat es nicht auch Schlangen? he?“ fragte der Paſſagier mit einem mürriſchen Geſichte, die Sprechweiſe des Kapitäns nachahmend.

„Sie meinen das Fieber, he?“ ſagte der Kapitän. „Das hat ſeine Schrecken verloren. Es iſt nicht mehr ſo arg mit demſelben, ſeitdem ein Theil der Moräſte trocken gelegt und der Seehafen verlängert wurde. Es wohnt auch eigentlich kein Europäer mehr in Batavia, nur Malaien, Javanen und Chineſen. Das alte Batavia gilt nur noch als Handelsplatz, da dort die Waarenhäuſer und Comptoire ſich befinden. Die Wohnſitze oder vielmehr Landhäuſer der europäiſchen Kaufleute ſind in Molenvliet, Rijswijk, Nordwijk, Coningspleie und Weltevreden. Fürchten Sie das Fieber? he?“

Der Passagier, seinen widerborstigen grauen Schnurrbart drehend, starrte den Kapitän an, als hätte er nicht recht begriffen, was derselbe wollte, dann sagte er: „Ich? nein!“

„Dann meinen Sie vielleicht mit den Schlangen im Paradies die reißenden Thiere auf der Insel, die Tiger, die Leoparden, die Rhinoceros, die Caimans, eine Art Krokodille? he?“ fragte der Kapitän. „Deren gibt es allerdings in den Wildnissen der Insel noch genug. Hierhin in die angebauten Gegenden wagen sie sich nicht. Oder fürchten Sie die Tiger? he?“

„Ich? nein!“ antwortete der Passagier. „Ich fürchte blos die Menschen, dieselben sind blutdürstiger als die Tiger, gefräßiger als die Krokodille und gefährlicher als die Pest. Sie sind die Schlangen im Paradiese.“

Wir haben gewiß schon in dem rauhen Passagier den Posthalter Junior von Aarfurt erkannt. Kapitän Schmitz kannte ihn auch bereits. Doch stieß ihn seine Art nicht zurück, sondern im Gegentheil hatte er es besonders gern mit ihm zu thun.

„Sind sie Menschenhasser? he?“ fragte er. „Die Leute dort auf der Insel sind nicht besser und nicht schlechter als anderswo. Die Javanen sind zwar Mohamedaner und die Chinesen Heiden, aber sie haben doch eine gewisse Bildung und Gesittung. Am schlimmsten sind noch die Malaien, wilde, leidenschaftliche Gesellen, kühne Schiffer, zum Theil sogar Seeräuber. Dagegen ist der Javane ein

gutartiger, geduldiger, unterwürfiger Mensch, sehr zur Fröhlichkeit geneigt, verschwenderisch und im höchsten Maaße gastfrei, dabei einfältig und leichtgläubig und nur gereizt rachsüchtig, aber durch Furchtsamkeit in Schranken gehalten. Es ist wahrhaft lächerlich, wie sich die Javanen bücken und beugen vor ihren Herrn, den Holländern, und wie sie sich, obwol sie nach Millionen zählen, von den paar tausend Holländern ausnutzen lassen.

Die Chinesen aber sind froh, wenn man sie überhaupt duldet. Sie sind selbst Zugewanderte, und zwar außerordentlich mäßige, fleißige Leute, die das ganze Kleingeschäft und das Handwerk an sich gerissen haben, dabei im Gelderwerb so zäh, so verschlagen und gierig, wie bei uns nur ein Jude zu sein vermag.

Nun und die Holländer sind eben Holländer. Ich meine Sie kennen sie schon. Oder fürchten Sie die Holländer? he?"

„Was weiß ich, wen ich fürchte?" erwiederte barsch der Posthalter. „Ich klage Niemanden besonders an. Ich weiß nur, daß ein Verwandter von mir und zugleich mein Mündel, der harmloseste, sanfteste und liebeswürdigste Mensch der Welt, hier auf diese Insel gekommen und geradezu verschwunden ist, und daß weder ein Fieber ihn verzehrt, noch ein Tiger ihn zerrissen hat, sondern daß wahrscheinlich ein Verbrechen an ihm verübt worden ist."

„Ist das wahr? Ist das wirklich wahr? he?" fragte verwundert der Kapitän.

„Es ist so", antwortete der Posthalter. „Ihn aufzusuchen oder wenigstens seine Spur zu verfolgen, wenn er todt ist, ist das einzige Ziel meiner Reise. Denn es muß auf irgendwelche Weise Klarheit in diese Geschichte kommen. Aber ich erzähle Ihnen das nicht, Herr Kapitän, daß Sie es jetzt Jedem auf die Nase hängen, sondern ich halte Sie für einen Ehrenmann, dem man schon etwas anvertrauen kann. Ich möchte nämlich nicht, daß, ehe ich selbst auftrete, etwas von meinem Plane bekannt würde, damit ich durch mein plötzliches Erscheinen eine gewisse Ueberraschung erziele.

Doch brauche ich Jemanden, der mit den örtlichen Verhältnissen und mit der Sprache hier ziemlich bekannt ist, um mir bei meinen Nachforschungen mit Rath und That zur Hand zu sein. Ich glaube aber in Ihnen den Mann gefunden zu haben, der mir helfen kann. Sie scheinen hier bekannter zu sein, als ich bisher geglaubt habe, und lassen ganz gewiß einen deutschen Landsmann nicht im Stich."

Der Kapitän drückte warm und derb dem Posthalter die Hand und sagte: „Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen, Herr Junior, und werde dasselbe zu rechtfertigen suchen. Verfügen Sie ganz über meine Zeit und meine Kenntnisse. Ich werde ungefähr sechs Wochen mit meinem Schiffe hier liegen bleiben und stehe während der Zeit zu Diensten. Das sind übrigens keine leeren Redensarten. Es gilt, wie Sie sagen, wo möglich ein theures Menschenleben zu retten,

und haben Sie je gefunden, daß ich da nicht auf dem Platze war oder meine Pflicht versäumt habe? he?"

Der Posthalter war außerordentlich froh, so unerwartet in dem Kapitän einen ebenso erfahrenen als einflußreichen Bundesgenossen gefunden zu haben, dem er ganz vertrauen konnte.

„Jetzt, wo ich einen gewissen Hinterhalt habe, kann ich schon besser den schlauen Mynhers zu Leibe gehen", sagte der Posthalter. „Aber Sie müssen mich so bald wie möglich landen lassen, Kapitän!"

„Warten Sie, bis die Schaluppe kommt. Oder wollen Sie schwimmen? he?" fragte der Kapitän, den ungeduldigen Posthalter neckisch anblinzelnd.

Als die Schaluppe endlich kam, welche die Passagiere und dabei den Posthalter an das Land bringen sollte, sagte der Kapitän beim Abschiednehmen (denn er blieb vorerst noch auf seinem Schiff): „Jetzt nehmen Sie sich beim Aussteigen sofort einen Wagen. Hier zu Lande geht kein Weißer zu Fuß, selbst wenn es die geringste Strecke ist. Die Wagen vertreten hier vollständig die Stelle, die anderwärts Schuhe und Stiefel einnehmen. Die Fuhrwerke sind übrigens nicht billig. Doch die wunderbar kleinen javanischen Pferdchen laufen gut, und die Malaien sind gute Kutscher.

Dann fahren Sie sofort, ohne sich in Batavia aufzuhalten, wo doch nicht viel zu sehen ist, nach „Weltefreden", zu deutsch „Wohlzufrieden", zu ihrem „Mynher Weidig".

Mich treffen Sie morgen in Rijswijk im Hotel zum goldenen Löwen bei Mynher Hogezand.

Und nun Gott befohlen! Aber, wenn ich bitten darf, klug Schritt für Schritt gemacht. Nicht überall mit der Thüre in das Haus gefallen! Sind Sie sehr klug, Mynher Junior? he?“

Damit schieden sie zwar als die besten Freunde, aber der Posthalter brummend über die dumme Frage des Kapitäns und dieser behaglich lächelnd über den kleinen Aerger des Posthalters.

Kurze Zeit darnach trabte der Posthalter in einem jener cabrioletartigen javanischen Wagen sitzend durch die Straßen Batavia's.

Früher hieß Batavia „die Perle des Orients“. Allein der Glanz der Perle ist längst verloren. Ueberall stößt man wol auf Spuren vergangener Herrlichkeit. Doch die Straßen sind öde geworden, die Kanäle eingestürzt und die Gebäude verfallen. Es ist der Fluch der giftigen Fieberdünste, der auf dieser großartig angelegten, unermeßlich reichen Stadt lagert. Ein Europäer wagt heute kaum eine Nacht in Batavia zuzubringen. Denn lange Zeit war diese Stadt nur ein weites europäisches Grab. So eine rege Handelsstadt es bei Tage ist, so leer wird es Abends, wann die gefährlichen Nebel aufsteigen, indem Alles auf schnellen Fuhrwerken nach den höher gelegenen gesünderen Vorstädten flüchtet.

Es sind darum die Regierungsgebäude, die Kasernen und überhaupt alle bedeutenderen Bauten hauptsächlich nach „Weltefreden“ gelegt. In Batavia selbst ist vielleicht

nur noch das schon im siebenzehnten Jahrhundert angelegte großartige Rathhaus oder „Stadthuis“ zu nennen, das wie ein prachtvolles Denkmal einstiger Größe in unsere Zeit herüberragt.

Batavia, das auf den Trümmern der alten javanischen Stadt Jncatra gebaut wurde, sollte nach dem Plane der ersten holländischen Colonisten, die 1602 dort die erste Schanze aufwarfen, ein zweites Amsterdam werden. Es fehlt darum auch nicht an Kanälen oder, wie der Holländer sich ausdrückt, „Grachten“, die vielfach versumpften und gewißlich zur Ausbreitung des Fiebers beitrugen.

Der Anblick der massenhaften Grachten und Sumpfgräben veranlaßte den Posthalter zu der brummigen Bemerkung, die Holländer schienen ihm mit den Fröschen in einiger Verwandtschaft zu stehen; denn ohne Kanäle und Sümpfe schienen sie nicht leben zu können.

Der Posthalter aber machte ein höchst überraschtes Gesicht, als er nun, die Stadt im Rücken, mitten durch die herrlichsten Parkanlagen hinfuhr, aus denen die reizendsten einstöckigen Villen hervorschimmerten. Es dünkte ihn ein Stück Paradies zu sein. Ein solches üppiges Grün, eine solche Farbenpracht hatte er noch nie geschaut, solche Wohlgerüche noch nie geathmet. Die Gebäude aber, die überragt wurden von schlanken Palmen und stattlichen Banianen und Casuarinen, sahen mit ihren weißen Säulengängen, ihren luftigen Hallen und halbflachen Dächern fast wie Tempel aus.

Der bewundernde und erstaunte Blick des Posthalters wurde aber allmählig tief traurig, und er flüsterte vor sich hin: Hier beginnt ja wol das Märchenbuch der südlichen Wunderwelt, das du bis auf die letzte Seite zu lesen gedachtest, armer Sigismund!

Der Malaie, der den Posthalter fuhr, hielt in Weltefreden an einer der stattlichsten Besitzungen nicht allzuweit von dem Regierungsgebäude. Die große Ausdehnung des Parks und die mächtigen prachtvollen Bauten deuteten auf den Reichthum des Besitzers. Dort wohnte der reiche „Mynher Weidig".

In dem weiten Hofe lungerten eine Menge javanischer Bedienten, die, wenn ein Gast nahete, herbeistürzten, um alle mögliche Beihilfe zu leisten.

Zugleich hielt dort ein stets angeschirrtes Fuhrwerk, das augenblicklich bereit war, den Kaufmann, wenn es noth war, nach Batavia zu bringen. In der marmorglänzenden Säulenhalle standen wieder andere Bediente zum Empfang der Gäste bereit, um dieselben augenblicklich dem Herrn des Hauses anzumelden.

Man hatte von dieser Halle aus schon einen Blick in die offenen Gemächer, wo auf glattpolirtem Marmorboden köstliche Teppiche lagen und wandgroße Spiegel die fast überreiche Einrichtung wiederstrahlten.

Der Posthalter, der sich als einen alten Freund aus Deutschland anmelden ließ, wurde augenblicklich vorgelassen.

Er traf in einem hohen, luftigen Gemache einen gelben,

zusammengeschrumpften Mann, der sich trotz der tropischen Hitze, die dem Posthalter genug zu schaffen machte, fröstelnd in Pelz gewickelt hatte und sich, Cigaretten rauchend, auf einem amerikanischen Schauckelstuhle hin- und herwiegte.

Erstaunt blieb der Posthalter stehen. Diese mumienhafte Gestalt entsprach nicht dem lebensvollen Bilde seines Jugendfreundes und war nicht gut mit der umgebenden Pracht in Einklang zu bringen.

„Das sollst Du sein, Karl?“ fragte der Posthalter in seiner ungenirten Weise, während seine kraftvolle Stimme durch die hohen Hallen hinschallte. Mynher Weidig fragte, ohne sich zu erheben, mit einem grämlichen, hochfahrenden Blick: „Mit wem habe ich die Ehre?“ Er hatte augenscheinlich keine Ahnung, wer sein Gast sei.

„Erinnere Dich an Aarfurt und an die Schule und wer damals neben Dir saß“, sagte der Posthalter.

„Fritz Junior?“ fragte jetzt Herr Weidig, indem ein freudiges Wiedererkennen sich auf seinem faltigen Gesichte spiegelte und dasselbe belebte.

Er war sichtlich sehr erfreut über dieses unerwartete Zusammentreffen. „Wie gut Du aussiehst“, sagte er, indem er Erfrischungen aller Art bestellte und seinen Freund zum Sitzen aufforderte.

„Aber jetzt sage, Fritz, wie kommst Du nach Batavia und nach Weltefreden?“ fragte er.

„Beantworte mir erst eine andere Frage, Karl“, sagte mit feierlichem Ernste der Posthalter. „Ehe Du mir diese

andere Frage nicht ausgiebig beantwortest, nehme ich keinen Bissen und keinen Sitz in Deinem Hause an. Sage mir mündlich, da Du auf unsere Briefe für gut befunden hast, nicht zu antworten, obwol Deine nächsten Verwandten in heller Verzweiflung sind, wo ist Sigismund Winter, Dein Großneffe?“

Mynher Weidig machte das erstaunteste Gesicht der Welt und fragte: „Ist er denn nicht mehr in Aarfurt? Ich dachte, ein solches Muttersöhnchen würde sich nur sicher fühlen, wenn es sich an der Schürze seiner Mutter festhalten könne. Er wird wol auch nicht weit gelaufen sein. Aber wie kommst Du auf die Idee, ihn in Batavia zu suchen, und was soll das mit den Briefen?“

Der Posthalter wurde leichenblaß vor innerer Angst und Unruhe.

„Ist das Wahrheit, Karl, was Du sagst?“ fragte er. „O Gott, es ist ja so furchtbar ernst. Ist wirklich der Sigismund nicht bei Dir gewesen? Und hast Du wirklich keinen Brief erhalten?“

„Ich weiß gar nicht, wie Du Dich nur so beunruhigen kannst, Fritz“, sagte der alte Kaufmann. „Der Junge ist überhaupt gar nicht hierher gekommen. Er hat es wol gemacht wie weiland „Peter in der Fremde“. Du erinnerst Dich ja noch des Gedichtes, das wir in der Schule daheim gelernt haben. Als Dein Sigismundchen das Meer sah, hat er Angst gekriegt vor dem großen Wasser und ist schnell

zur Mama wieder heimgereiſt, und während Du ihn hier ſuchſt, ſitzt er daheim hinter dem Ofen und erzählt ſeiner Mama und Tante Lorchen: Wär' der Kreuzweg nicht gekommen, ſo wär ich jetzt wer weiß wie weit. Item ich bin froh, daß er Dich hierher gelockt hat. Denn auf dieſe Weiſe bekomme ich Dich doch auch noch einmal zu ſehen, alter Freund, ehe ich ſterbe. Denn nach Aarfurt wäre ich doch nicht mehr gekommen, ſo ſehr ich mich geſehnt habe. Ich bin krank, ſehr krank."

„So gib mir doch einmal eine runde Antwort", rief ungeduldig der Poſthalter, „woran ich mich halten kann! Nebenbei muß ich Dir bemerken, daß man Dir eine gänzlich falſche Meinung von dem Sigismund beigebracht hat. Derſelbe mag ein wenig verzimpelt und verzärtelt ſein durch ſeine falſche Erziehung, aber er iſt ein edler, wahrheitsliebender, treuer Menſch. Der Kern ſeines Weſens iſt gut, und wenn er in die rechte Lebenslage hineinkommt, wird er ſich auch noch richtig entwickeln. Vor allen Dingen kannſt Du darauf Dich verlaſſen. Er wird niemals Jemand etwas vorſchwindeln. Da er geſagt hat, „ich gehe nach Java", ſo iſt er auch gegangen. Hier iſt überdies das Couvert ſeines Briefes, den er von Batavia aus geſchrieben hat, und hier das Poſtzeichen von Batavia."

Der alte Kaufmann betrachtete mit großer Aufregung den Umſchlag von Sigismunds Brief, den ſich der Poſthalter vorſichtshalber verſchafft und mitgebracht hatte.

„Es ist richtig", sagte er, „wenn er diesen Brief eigenhändig geschrieben hat, so muß er hier gewesen sein. Aber bei mir war der Sigismund nicht. Ich habe auch keinen Brief über ihn erhalten."

Der Posthalter starrte in rathloser Bestürzung seinen Jugendfreund an, und der Kaufmann war sichtlich, durch diese Nachrichten aufgeregt, in ein unbehagliches Sinnen verfallen. Während der dadurch entstandenen Stille hörte man einen Wagen im Hofe anfahren und gleich darauf einen jugendlichen Schritt, der rasch und leicht über den Marmorboden daherkam.

Der alte Weidig war schon bei dem ersten wahrnehmbaren Geräusch in eine ängstliche Unruhe gerathen, aber bei dem immer näher kommenden Schritt war seine Angst außerordentlich gestiegen.

„Ich wollte, er sähe Dich nicht", sagte er, zu dem Posthalter gewandt, und dann flüsterte er, noch ehe der Erwartete eintrat: „Sprich nur nichts von Sigismund!"

Der Eintretende war Konrad Weidig, der eben von dem Geschäftslocal der Firma „Karl Weidig" in Batavia zurückkehrte.

Der ehemalige arme Schreiber aus Aarfurt stack in einer außerordentlich reichen und eleganten Kleidung. Sein Auftreten und sein Benehmen zeugten von Hochmuth und nicht geringer Einbildung. Uebrigens war er auch eine merkwürdig glänzende, stattliche Erscheinung, die zu imponiren wußte und jedenfalls imponirte. Was aber miß-

fallen mußte, war der stechende, unruhige Blick seines schwarzen Auges und ein anmaßender, frecher Zug um den Mund.

Der unvermuthete Anblick des Posthalters mußte dem jungen Manne einen bedeutenden Schrecken verursachen; denn er wurde leichenblaß und rang sichtbar nach Fassung. Doch that er, als hätte er ihn gar nicht gesehen, und als wäre er nur erschrocken über die große Aufregung, in welcher er den alten Herrn Weidig fand.

„Du hast Dich doch wieder aufregen lassen, Onkel", sagte er in dem vorwurfsvollen Tone liebender Besorgniß. „Du weißt doch, daß jede Erregung Dir lebensgefährlich werden kann, und daß Dir die Aerzte allen Besuch verboten haben. Als ich durch einen Commis hörte, es hätte Jemand nach Dir gefragt, bin ich spornstreichs herausgeeilt, um Dich zu schützen. Und doch bin ich, scheint es, zu spät gekommen. Du bist matt und angegriffen, und Dein Kopf glüht. Es kann dieser Besuch die unheilvollsten Folgen für Dich haben."

Sonst hätten solche Worte den alten Kaufmann Weidig in die größte Angst gejagt, und er hätte in größter Hast nach Linderungs- und Beruhigungsmitteln verlangt. Denn er war nach einem langen thätigen Leben, als er gedachte sich zur Ruhe zu setzen, ein großer Hypochonder geworden, der sich alle möglichen Krankheiten einbildete und jede Speise abwog, ob sie ihm nicht schaden könnte, und jedes Lüftchen sondirte, wie es ihm bekäme, und der nur über seine Ver-

dauung und seinen Schlaf, überhaupt über das Wohlsein oder Nichtwohlsein seines irdischen Leichnams nachgrübelte und hernach auch nur darüber redete.

Es sind solche Hypochonder die unglücklichsten Menschen, die sowol sich als auch Anderen das Leben verbittern. Uebrigens verfallen sie auch häufig durch ihre Schwäche und Thorheit, die sie hilflos wie Kinder macht, in die Gewalt anderer Personen, die sogar weit unter ihnen stehen können, die aber eine gewisse Energie ihnen gegenüber zeigen. Wer hat es noch nicht erlebt, wie oftmals gelehrte und hochgebildete Herren von einer alten groben Magd oder einem langjährigen Bedienten gründlich tyrannisirt werden, Alles um der Gesundheit willen?

Wehe aber den Armen, wenn diese Tyrannen Heuchler und verschmitzte Schurken sind! Sie werden zunächst gründlich ausgebeutet, aber dann auch zu Ungerechtigkeiten gebracht, die sie im Herzen verabscheuen.

Dem alten Kaufmann Weidig war es in dieser Weise ergangen. Er war vollständig in die Hände jenes Konrad Weidig gerathen, den er sich hatte schicken lassen, und von dem sein eigener Vater behauptete, daß er entweder Minister werden oder am Galgen endigen würde.

Gewissenlos, klug, berechnend und thätig hatte er sich schon nach einigen Wochen, obwol er kaum Zeit hatte, sich einigermaßen in die Verhältnisse einzuleben, zum Herrn des Hauses gemacht. Seitdem war seine Macht von Tag zu Tag gestiegen, und die Selbständigkeit des früher so

mächtigen Kaufherrn nahm immer mehr ab. Wie die Boa constrictor, die Riesenschlange, allmählig ihr Opfer umschlingt und es durch ihre Umarmungen tödtet, so brachte der listige Konrad durch ein Uebermaß von sorgfältiger Pflege den alten Kaufmann zuerst aus dem Geschäft heraus und machte ihn zuletzt zum Gefangenen im eigenen Haus, zu dem er nur hineinließ, wen er wollte.

Es war ihm kein Zweifel mehr, daß er über kurz oder lang in den Besitz des ganzen großartigen Vermögens des Kaufmanns kommen würde, war er ja jetzt schon factischer Besitzer desselben.

Nur die allzugroße Sicherheit, in die er allmählig hineingerathen war, war schuld, daß der Besuch des Posthalters von seinem alten Jugendfreunde direct angenommen werden konnte. Wenn er nur die geringste Gefahr geahnt hätte, hätte er auf das Strengste verboten, daß Jemand zugelassen würde.

Um so größer war sein Schrecken, als er plötzlich erfuhr, ein mit einem deutschen Schiffe angekommener Passagier sei nach Weltefreden gefahren, um den alten Weidig aufzusuchen. In Sturmeseile jagte er ihm nach. Aber sein Schrecken vermehrte sich, da er in jenem Passagier den Posthalter Junior erkannte. Er wußte ja, weshalb derselbe kam, und von allen Menschen, die da lebten, war ihm dieser entschlossene, rücksichtslos vorgehende Mann am unbequemsten. Er fühlte, wie das Gebäude seiner Hoffnungen und Berechnungen unter ihm zu wanken begann.

Auch erschreckte ihn die Art, wie sich der alte Weidig, durch die Gegenwart seines Jugendfreundes angeregt, ermannte.

Denn statt nach den Befürchtungen, die Konrad wegen seiner Gesundheit ausgesprochen hatte, zu klagen und zu jammern und nach Arznei und Doctor zu verlangen, sagte er zu Konrad: „Kennst Du denn hier unseren Landsmann und Vetter Junior aus Aarfurt nicht, weil Du Dich so fremd stellst?“

„Ah sieh' da der Posthalter Junior“, sagte vornehm herablassend der junge Weidig. „Wer hätte Sie hier vermuthet? Ist es da ein Wunder, wenn man Sie nicht gleich erkennt?“

Der Posthalter, durch den spöttischen Ton des jungen Mannes, dem er im Herzen alle Schuld an dem Verschwinden Sigismunds beimaß, auf das Höchste gereizt, sagte: „Du wirst mich in den nächsten Wochen wol noch besser kennen lernen, Junge!“

Der junge Weidig that, als hätte er die Beziehung, die in diesen Worten lag, gar nicht gemerkt, und fuhr fort, den Posthalter, dessen heftige Natur er ja recht wol kannte, und den er dadurch am besten los zu werden gedachte, noch weiter zu reizen, indem er spöttisch fragte: „Sie wollen doch hier nicht etwa Postpferde kaufen, Herr Posthalter? Die Pferde in Java laufen zwar recht gut, sind aber doch zu klein zum Postdienst. Auch müssen Sie den weiten Transport bedenken. Dadurch kommen dieselben Ihnen schon ziemlich theuer zu stehen. Oder wollen Sie

auch einmal den reichen Vetter in Batavia besuchen? Sie meinen vielleicht, Sie könnten auch im Testamente bedacht werden?"

„Bube!" donnerte der Posthalter, „weshalb ich gekommen bin, das sollst Du wissen. Das ist wegen Sigismunds. Und Du, gerade Du sollst mir Antwort geben, wo er ist."

„Bin ich hier, um über Sigismund Wächter zu sein?" fragte er verächtlich.

„Mit dieser ausweichenden Antwort entgehst Du mir nicht, Schurke", rief der Posthalter in äußerstem Zorn, den jungen Mann an der Brust fassend und ihn schüttelnd. „Du weißt von ihm, denn Du hast ihn gesehen. Er hat es geschrieben. Und Du allein hast ein Interesse daran, daß er verschwindet. Ihr seid Nebenbuhler, und Du bist sein Feind schon gewesen von Jugend auf. Sage mir, wo Sigismund ist." Er schüttelte Konrad, daß demselben fast der Athem ausging.

„Darf man mich so in Deinem Hause behandeln, Onkel?" fragte Konrad, als er wieder zu Athem kam, und zu den Dienern, die auf den Lärm herbeigelaufen waren, gewandt, rief er: „Was stehet Ihr da, Ihr Feiglinge, und lasset mich vor Euren Augen umbringen? Befreiet mich von diesem Manne!"

Der Posthalter warf einen Blick auf seinen Jugendfreund, der jetzt wirklich halb ohnmächtig auf seinem Sessel lag, sei es durch Schrecken, sei es, daß ihm plötzlich ein

Licht über den wahren Charakter Konrads aufgegangen war, oder sei es, daß die Sorge um Sigismund ihn quälte, wer weiß es. Von ihm war im Augenblick kein Einschreiten, weder zu Gunsten des Einen, noch des Anderen zu erwarten.

„Ich gehe schon", sagte der Posthalter, die andrängenden Javanen leicht von sich schiebend. „Hier komme ich doch nicht zum Ziele. Ich merke es."

Er ärgerte sich furchtbar über seinen jähen Zorn, und indem er seinen Weg nach Rijswijk zum Hotel des goldenen Löwen nahm, kam ihm die spitze Frage des Kapitäns Schmitz nicht aus dem Sinn: „Sind Sie sehr klug, Mynher Junior? he?"

Der junge Konrad warf dem sich Entfernenden wüthende Blicke nach und schwor, zu dem Bedientencorps gewandt, sie sämmtlich todtprügeln zu lassen, wenn sie noch einmal gegen seinen Willen einen Fremden in das Haus einließen. Dann wandte er sich mit doppelter Zärtlichkeit dem alten Kaufmann zu. Dieser aber schien viel von dem alten Vertrauen verloren zu haben. In einem Moment, wo er sich unbeachtet fühlte, murmelte er für sich: „Es ist gut, daß ich mein Testament noch nicht gemacht habe."

5.

Ein kluger Schiffskapitän.

„Nun, irgend eine Spur entdeckt? he?“ fragte Kapitän Schmitz, als er am nächsten Morgen im Hotel zum goldenen Löwen, wie verabredet, mit unserem Posthalter zusammentraf. „Nein! gar nichts!“ erwiederte dieser in größter Niedergeschlagenheit. Nur mit Mühe konnte ihm der Kapitän die Erzählung der Einzelheiten des gestrigen Begegnisses im Hause des Kaufmanns Weidig entlocken.

„Ich habe schon von dem jungen Konrad Weidig gehört, sagte der Kapitän. „Es soll ein wahrer Teufel an Klugheit und Thatkraft sein. Er hätte den Alten, der doch auch sein Leben lang ein schneidiger Geselle gewesen wäre, der sich fürwahr nicht das Mus auf dem Kopf hacken ließ, in ein paar Wochen so klein gekriegt, daß derselbe ganz nach seiner Pfeife tanzen müsse. Haben Sie ihn tanzen sehen? he?“

„Nein“, erwiederte der Posthalter, „aber ich habe gesehen, daß der alte Weidig ein alter, kranker Mann ist und weiß, daß der junge Weidig ein Schurke ist.“

„Ja, ja, ein merkwürdig kluger und hübscher Bursche soll es sein“, sagte der Kapitän. „Schwarze Augen, schwarze Haare? he? Natürlich hat er den Anderen, ihren Mündel,

Sigismund nannten Sie ihn ja, beseitigt. Er saß warm im Nest. Da kommt der Andere her, um sich auch in das Nest zu setzen. Ein solcher Bursche aber, wie der Weidig, sagt nicht: „Komm her, mein Lieber, jetzt setze Du Dich in das Nest, ich will wieder heim gehen und will Hunger leiden.“ Dem sind alle Mittel recht, wenn er nur seinen Gegner unschädlich machen kann. Oder glauben Sie nicht, daß er es war, der Ihren Mündel verschwinden ließ? he?“

„Machen Sie es mir nur recht sonnenklar, daß ich ein richtiger alter Esel bin, der nichts denkt und nichts weiß“, antwortete der Posthalter. „Hätte ich das nicht auch Alles daheim denken können, daß der junge Weidig nicht gutwillig seine eingenommene Stellung räumen würde? Hätte ich nicht wissen müssen, daß es ein wahres Verbrechen war, meinen unerfahrenen, verwöhnten Mündel mit diesem abgefeimten, weltklugen Bösewicht in den Kampf zu schicken? Aber ich war rein toll und setzte Himmel und Hölle in Bewegung, um nur meinen Willen durchzusetzen. Wenn ich an die Folgen denke, die meine Dummheit gehabt hat, möchte ich mir oft den Schädel an der Wand einrennen. Der ganze Reichthum des alten Weidig ist nicht den hundertsten Theil der Thränen werth, die schon die beiden Frauen daheim um ihr verlorenes Kind geweint haben.“

Der Kapitän schwieg eine Weile, den Posthalter fixirend, dessen Gesicht tiefe Trauer ausdrückte, dann fragte er plötzlich: „Können Sie die Hitze nicht gut ertragen? he?“

„Warum?“ fragte der Posthalter.

„Weil Sie so melancholisch werden. Ich kenne Sie ja nicht wieder", erwiederte der Kapitän. „Wollen Sie die Hände jetzt schon in den Schoos legen? he? Wollen Sie alle Hoffnung aufgeben? he?"

„Davor bewahre mich der Himmel, daß ich schon meine Bemühungen einstelle", antwortete der Posthalter. „Zeigen Sie mir nur irgend eine Spur des Verlorenen, und ein Schweißhund kann nicht treuer dem Wilde folgen, wie ich dieser Spur nachjage. Aber wie soll ich dieselbe finden? Gott muß helfen. Ich weiß mir nicht zu helfen."

„Ich glaube, Gott hat schon geholfen", meinte der Kapitän. „Ehe ich mit Ihnen zusammentraf, überlegte ich, daß wenn Sie im Hause des Herrn Weidig nichts Besonderes erführen, wir sämmtliche Gasthöfe durchsuchen müßten, um denjenigen ausfindig zu machen, wo Ihr Mündel logirt hat. Nun dachte ich, da kannst Du ja mit dem Hotel zum Löwen anfangen, und fragte meinen alten Freund, den braunen Oberkellner hier, der mir Feuer zu meiner Cigarrette reichte: Freund Lujang, sagte ich, hat nicht vor einem halben Jahre oder länger ein blutjunger Mensch, so ein rechter „Guck in die Welt", der sich Sigismund Winter nannte, hier logirt und ist hernach räthselhaft verschwunden?"

„Meinen Sie vielleicht den jungen Fremden", antwortete er, „der hier in Batavia einen reichen Onkel suchte und dem in einer Nacht sämmtliche Papiere und seine ganze Baarschaft gestohlen wurde?"

„Ja, den meine ich“, sagte ich, obgleich ich ja durchaus nichts davon wußte, daß er bestohlen worden war. „Wo ist er?“

„Wie soll ich das wissen?“ fragte er. „Er ist noch denselben Tag aus unserem Hotel fortgegangen und hat sich nicht wieder blicken lassen. Mein Herr hat es ihm noch schön eingetränkt. Er hat den ganzen vorgeblichen Diebstahl als Lug und Trug erklärt, damit der Schwindler seine Zeche nicht zu bezahlen brauche, und hat ihm gedroht, ihn einstecken zu lassen, da er den Ruf des Hotels schädige, und ihm seine Sachen zu pfänden, bis er bezahlt habe.“

„Von anderer Seite muß übrigens bezahlt worden sein. Denn unser Herr machte seine Drohung nicht wahr, sondern ließ ihn laufen. Gott, wie bleich und angegriffen sah der junge Mann aus! Er war auch sicher bestohlen worden. Wir Anderen glaubten es Alle, nur unser Herr nicht. Wir hatten sogar Einen im Verdacht. Derselbe ist auch kurz darauf spurlos verschwunden.“

„So weit mein Freund Lujang. Ist das nicht eine curiose Geschichte? he?“

„Das ist die traurigste Geschichte, die ich jemals gehört habe“, sagte der Posthalter. „Armer Sigismund!“ seufzte er mit einem wahren Schmerzgestöhn. „So hat Dir also Dein Landsmann und früherer Schulkamerad mitgespielt. So hat er Dich in's Elend hineingeschickt. Denn daß hinter dem Diebstahl jener heimtückische Konrad Weidig steckt, darauf kann ich zehn Eide schwören.“

„Das glaube ich auch“, bestätigte der Kapitän.

„Aber warum sitzen wir hier?“ rief der Posthalter, ungeduldig werdend. „Warum sind wir noch nicht auf der Spur des Unglücklichen? Warum erzählten Sie mir nicht gleich Ihre Geschichte? Warum fragten Sie mir zuerst langweilig genug meine Erlebnisse ab? Warum sind Sie nicht alsbald dem Herrn Gasthalter auf den Leib gerückt?“

Der Posthalter war von seinem Sitze aufgesprungen. Seine Augen leuchteten, und er ballte die Fäuste, als wolle er jeden Gegner zu Boden schlagen.

Der Kapitän dagegen blies mit größter Behaglichkeit den blauen Dampf seiner Cigarrette in die Luft und antwortete: „Weil Sie lieben mit der Thüre in's Haus zu fallen. Sind Sie gestern nicht hereingefallen? he? Ich hätte den Herrn Gasthalter schon um Auskunft gebeten, aber in dem Augenblicke, als ich ihn zu sprechen wünschte, sah ich ihn in ein Gespräch vertieft mit einem jungen Manne, dem er zum Abschied die Hand schüttelte. Kennen Sie vielleicht einen jungen Mann, vortrefflich gekleidet, schlank gewachsen und doch kräftig mit einem schwarzen Schnurrbärtchen und krausem schwarzem Haare und mit mißtrauisch herumschweifendem schwarzem Auge? Kennen Sie ihn? he?“

„Das ist ja der Konrad Weidig, wie er leibt und lebt“, sagte der Posthalter verwundert. „Und der war im Gespräch mit unserem Wirthe?“

„Ja wohl. Ich vermuthete es sofort, daß er es wäre. Aber ich dachte mir zugleich, das ist ein kluger Geselle,

dem man nur mit größter Klugheit und Kaltblütigkeit begegnen kann. Ehe wir noch begonnen haben, ihn anzugreifen, legt er schon Gegenminen an. Wenn wir ihm gegenüber also übereilte Schritte thun, werden wir gar nichts erreichen. Sagen Sie, Freund Junior, haben Sie irgend ein Bildniß oder eine Photographie von ihrem Mündel? he?"

„Gewiß, und zwar eine recht gute Photographie. Er hat mir sie kurz vorher geschenkt, ehe er abreiste. Hier ist sie."

Der Kapitän sagte, dieselbe betrachtend: „Ein sanftes, schönes, edles Gesicht. Dem kann die arge Welt leicht mitspielen".

„Ich glaube, sie hat ihm schon zu arg mitgespielt", seufzte der Posthalter, eine Thräne aus dem Auge wischend.

„Aber was beginnen wir?"

„Diese Photographie", sagte der Kapitän, „ist Gold werth, um die Spuren Ihres Mündels aufzusuchen. Heben Sie dieselbe gut auf, oder geben Sie lieber dieselbe mir. Ich will sie einstecken. Und nun thun wir vor der Hand gar nichts."

„Gar nichts?" fragte der Posthalter, den Kapitän voller Staunen anstarrend.

„Ja wohl!" erwiederte der Kapitän, den Posthalter anlächelnd. „Das heißt wir gehen in's Gastzimmer und frühstücken und rauchen und diniren und sprechen und forschen und halten Augen und Ohren offen. Vielleicht verräth sich der Herr Gasthalter, vielleicht auch der Herr Konrad Weidig durch allzugroßen Eifer, etwas zu verbergen. Oder wissen Sie etwas Besseres? he?"

Sie ergaben sich also für heute ganz dem Gasthausleben, das wohl nirgends in der Welt mit solcher Bequemlichkeit durchgeführt wird, wie in Java.

Ein dort einheimisch gewordener Europäer thut factisch nichts mehr, sondern läßt sich auch in den geringsten Kleinigkeiten von Javanischen Dienern, die in jedem Privathaus, aber auch in jedem Gasthaus übermäßig zahlreich sind, da die Arbeit ungemein gering bezahlt wird, bedienen. Durch das glühend heiße Klima erschlafft, pflegt man eben der Ruhe in einem Maße, wie wir es bei uns nicht für möglich halten würden. Wenn nicht geradezu Geschäfte in die Stadt rufen, wird der ganze Tag bis zu dem um sechs Uhr etwa stattfindenden Mittagsessen verträumt, indem man die kühlsten Plätze aufsucht und sich in das dünnste baumwollene Zeug so bequem als möglich kleidet. Da jede Bewegung fast Schweiß auspreßt, bleibt man am Platze, oder wenn der Stuhl nur einen oder zwei Schuhe gerückt werden soll, thut man es nicht selbst, sondern ruft einen Javanen herbei. Und wenn der Stuhl vielleicht um ein Zoll breit zu weit oder nahe gerückt worden ist, muß der Javane wieder herbei, bis der Stuhl wieder richtig steht, und wenn der Javane einen Weg fünfzigmal hin und her machen muß. Selbst wenn ein Licht ganz in der Nähe ist, steckt sich Niemand seine Cigarre selbst an, sondern ruft nur in herrischem Tone „api“ (Feuer), worauf ein Javane mit brennendem Span herbeistürzt.

In den Gastzimmern ist dieses „api“, das bald aus

dieſer, bald aus jener Ecke erſchallt, oft das einzige Wort, das man aber auch zum vollen Ueberdruſſe hört.

Vor dem Mittagseſſen dagegen ſucht man ſich noch durch ein Bad, zu dem in jedem Gaſthofe Vorrichtungen ſind, zu erfriſchen, worauf man ſich zu einer Sieſta niederlegt und dann erſt zur eigentlichen Toilette ſchreitet oder ſich „lecker macht“, wie der landläufige Ausdruck iſt.

Der Kapitän Schmitz ſpielte an dieſem Tage ganz den bequemſten Holländer, und er mahnte ſeinen Freund Junior, ein Gleiches zu thun. Er rief ſein „api“ ſo oft wie Einer. Er that es freilich nur, um möglichſt viele der Javaniſchen Aufwärter in ſeine Nähe zu bekommen, mit ihnen zu ſprechen und ſie über den Fremden, der im Gaſthof beſtohlen wor-den war, auszuforſchen. Allein er konnte nichts Weſentliches weiter erfahren, als er ſchon wußte.

Endlich kam das Mittagsmahl, das auch „lecker“ genug war, beſonders durch die köſtlichen Früchte Java's, die ja in weiter Welt berühmt ſind. Da war vor all Dingen die „Mangoſtan“, die von den meiſten Europäern ihres weißen, ſaftigen, ſüßen und doch ſehr erfriſchenden Fleiſches halber für die ſchmackhafteſte aller indiſchen Früchte gehalten wird. Da war die Semangka, eine Art Waſſermelone, die wegen ihres außerordentlich ſaftreichen Fleiſches faſt auf keiner Tafel fehlt. Da waren die verſchiedenen Javaniſchen ſüßen Orangen, wie Djeruk beduri oder Djeruk pandjang oder Djeru kitjil. Da war die faſt kopfgroße Pompelmus, eine Rieſenorange, und die köſtlichſten Ananas

in der größten Auswahl. Da war gebratener Terong und Reis, wie ihn nur Java erzeugt, mit Tjabe, einer Art spanischer Pfeffer gewürzt, während auch in Fleischspeisen die Tafel gewiß nicht gegen ein ähnliches Mahl bei uns zurückstand.

Hinter jedem Gaste, die ziemlich zahlreich sowohl aus dem Kaufmanns- wie aus dem Offiziersstande vertreten waren, stand ein Javanischer Aufwärter zur Bedienung, was besonders unserem Posthalter lästig wurde. Denn kaum hörte Jemand eine Secunde auf zu essen, als der eifrige Javane den Teller verschwinden ließ, um einen anderen hinzuschieben. Einer, der mit der Landessitte nicht vertraut war, hatte auf diese Weise kaum Zeit, etwas mit Behaglichkeit zu genießen. Der Posthalter aber, dem fast alle Gerichte fremd waren, hätte sie gerne mit aller Ruhe genossen.

Der Kapitän Schmitz dagegen unterhielt die Gesellschaft mit ungemein scherzhaften Schiffsanectoden, die Alle in die heiterste Stimmung versetzten. Dann zog er plötzlich, als wenn ihm das eben erst einfiele, die Photographie Sigismunds heraus und sagte: „Sehen Sie einmal, meine Herren, welch' ein interessantes, liebliches Gesicht. Kann mir vielleicht Einer oder der Andere der Gesellschaft mittheilen, ob er eine ähnliche Physiognomie gesehen hat?“ Die Photographie ging am Tische umher und wurde von Jedem betrachtet. Einer meinte, er hätte einen ähnlichen jungen Mann vor etlicher Zeit im Chinesischen Viertel von Bata-

via gesehen, wo derselbe sich bemühte, Kleider und Bücher zu verkaufen. Ein Offizier sagte, daß die Photographie einem Rekruten gliche, den sie vor ungefähr einem halben Jahre in eine der ungesundesten Gegenden Borneo's geschickt hätten. Der Mann, der unstreitig aus guter Familie stamme, habe ihn sehr gejammert. Ein Dritter rief: Das ist ja der junge Mann, der hier im Hotel bestohlen worden ist, durch welchen Ausruf auch der Wirth herbeigezogen wurde, der bestätigend sagte: „Ja, das ist der Lump und Schwindler. Wie recht ich damals mit meinem Urtheil hatte, als ich ihn sofort dafür erklärte, hat sich hernach ausgewiesen. Denn ich habe ihn später öfters in Gesellschaft des Ihnen gewiß bekannten Herrn Schmieders gesehen, des größten Gauners und Spielers auf Java. Und im Sprichwort heißt es: „Sage mir, mit wem Du umgehest, so sage ich Dir, wer Du bist".

Es war gut, daß der Posthalter kein Holländisch verstand. Sonst hätte ihm zumal nach der Mittheilung des Offiziers sein Essen gewiß nicht mehr geschmeckt, und durch die Ausdrücke, die der Wirth sich über seinen Mündel erlaubte, wäre er in solche Wuth gerathen, daß gewiß ein ärgerlicher Auftritt erfolgt wäre.

Auch der Kapitän wies den Wirth mit großem Ernste zurück. Er sagte: „Der junge Mann ist weder ein Lump noch ein Schwindler, sondern ein feiner, edler Mensch, dessen Ihr Hotel sich nicht zu schämen hat, sondern zur Ehre rechnen muß, daß er es aufgesucht hat. Es wird

jetzt von allen Seiten nach ihm gesucht, und wehe Ihnen, wenn derselbe durch Ihre Schuld zu Schaden gekommen ist!“

Der Kapitän zeigte bei diesen Worten jene gebietende Strenge im Gesicht, die er den Matrosen gegenüber annahm, wenn sie sich vergessen hatten, und seine Stimme klang wie Commandoruf im Sturm.

Der Wirth wurde leichenblaß, und über seinen Rücken rieselte es wie Fieberfrost. Sein Gewissen sagte ihm, daß er nicht ganz rein war.

Als der Posthalter und der Kapitän nach ihren Zimmern gingen, flüsterte der getreue Lujang dem Kapitän in's Ohr: „Der Bursche, den wir im Verdacht hatten, er hätte den Diebstahl an dem jungen Mann begangen, ist wieder im Hause“.

„Ei, ei, ei! Herr Konrad Weidig. Schon wieder ein Manöver. Sie scheinen sehr unruhig zu sein? he?“ rief der Kapitän, lustig mit den Augen zwinkernd. „Lujang Du wirst mir ihn zeigen, und das gleich.“

Nach einer Weile kam der Kapitän auf des Posthalters Zimmer und sagte, denselben an das Fenster führend: „Betrachten Sie sich einmal diesen gelbbraunen, schwarzhaarigen, plattnasigen Kerl dort im Hofe, der mit seinen Schlitzaugen stets herüberschielt, während er auf das Angelegentlichste jenes Wölkchen am Himmel zu studiren scheint. Aber sehen Sie sich denselben gut an. Sie können die einzelnen Javanen wahrscheinlich noch nicht gut von einander unterscheiden, und dieser Kerl ist wichtig. Denn Konrad

Weidig war so freundlich, ihn uns als Spion zu schicken, um jeden Schritt und Tritt, den wir thun, zu überwachen. Es wird aber unsere Hauptaufgabe sein, ihn in fortwährender Täuschung zu erhalten. Denn das Dunkel, in das das Schicksal Ihres Mündels gehüllt war, scheint sich etwas aufzuklären."

Nun erzählte der Kapitän, blaue Rauchwolken vor sich hinblasend, Alles, was er am Tisch in Erfahrung gebracht hatte.

6.

Gauner und ihr Opfer.

Sigismund Winter hatte sich damals bei seiner Ankunft in Batavia einer nicht wieder gut zu machenden Versäumniß schuldig gemacht, indem er nicht sofort seinen Großonkel aufsuchte. Zum Theil war es Unerfahrenheit, da er nicht die Bosheit der Menschen kannte und keine Gefahr ahnte, zum Theil Schüchternheit und Blödigkeit, die ihn das erste Zusammentreffen mit seinem Onkel scheuen und hinausschieben ließ. In dem Gasthof fühlte er sich recht wohl, und er gedachte sich erst in aller Behaglichkeit in Java umzusehen, bevor er sich in die ihn gewissermaßen abhängig machende Verbindung mit seinem Onkel begab.

Er war, wie wir wissen, ein Träumer, aber auf Java, wo in dem erschlaffenden Klima und in der paradiesischen Umgebung Alles träumt, war er im Begriff, noch ein größerer Träumer zu werden. Da wurde er durch den Diebstahl auf eine höchst unsanfte Weise aus seinen Träumen herausgerissen und mitten hinein in die ärgste Nüchternheit des Lebens gestellt. Denn wenn ihn jetzt, wo er seine Papiere und sein Geld verloren hatte und man ihn als Schwindler und Betrüger brandmarkte, sein Onkel im Stich ließ, wußte er nicht, was er anfangen sollte.

Und doch kam es so und noch schlimmer. Denn er wurde bei seinem Onkel gar nicht vorgelassen. Ihm wurde gesagt: „Es meldeten sich in letzter Zeit, durch den Reichthum des Herrn Weidig angezogen, so viele Verwandte, daß er sich vor allen Dingen als Verwandter legitimiren solle".

Dieses Verlangen brachte natürlich den Beraubten in die peinlichste Verlegenheit. In derselben fragte er nach Konrad Weidig, da dieser ihn ja gewißlich kennen würde.

Ach, der Arme hatte keine Ahnung, daß gerade Konrad Weidig es war, der ihm jene abschlägliche Antwort durch einen der Diener hatte zukommen lassen, und daß er gerade ihn hatte erst bestehlen lassen, um ihn nach seiner Legitimation fragen zu können.

Sigismunds Berufung auf diesen konnte ihm also gar wenig nützen. Konrad Weidig kam allerdings persönlich heraus, aber nur um eine Probe der schamlosesten Frechheit abzulegen.

„Was wollen Sie, und wer sind Sie", fragte er im barschesten Tone.

„Das wirst Du mich wohl nicht zu fragen brauchen?" erwiederte Sigismund.

„Ich verbitte mir diese Vertraulichkeit", sagte Konrad.

Sigismund wurde leichenblaß. Es kam ihm jetzt erst der Gedanke, daß Konrad möglicher Weise die Absicht habe, ihn gar nicht anzuerkennen.

„Du wirst doch Deinen alten Schulkameraden, Landsmann und Verwandten, den Sigismund Winter, nicht abzuleugnen wagen?"

„Von Verleugnen", erwiederte Konrad im eisigsten Tone der Verachtung, „kann gar nicht die Rede sein. Ich will meinen alten Verwandten, den Herrn Weidig, nur schützen vor Schwindlern und Betrügern. Heute Morgen soll erst Einer in einem der ersten hiesigen Gasthöfe entpuppt worden sein. Oder sind Sie vielleicht gar derselbe? Ihr Erröthen deutet es an. Es ist wahr, Sie haben eine gewisse Aehnlichkeit mit jenem Sigismund, und Sie könnten vielleicht auch einen minder Erfahrenen als mich täuschen. Allein ich weiß nur zu gut, daß jener Sigismund ein furchtsames Muttersöhnchen ist, das nie die Fahrt über das Meer nach Java machen würde. Jener Sigismund fährt höchstens in elegantem Jagdwagen auf der Aarfurter Chaussee spazieren und freut sich, wenn ein müder Wanderer einen schweren Actenbündel auf dem Rücken im Sonnenbrand daherkeucht, um dem nahenden Gewitter auszuweichen."

Bei den letzten Worten leuchteten die schwarzen Augen Konrads so voll triumphirenden Hasses und teuflischer Bosheit, daß endlich ein Blitz der Erkenntniß durch Sigismunds Kopf fuhr.

„Ha, jetzt erkenne ich Deine schurkischen Pläne und Absichten“, rief er.

Am liebsten hätte er, wie einst auf dem Aarfurter Spielplatz, seinen Gegner gepackt und ihn bei Seite gedrängt, um zu seinem Onkel zu gelangen, aber die Javanischen Diener, die dort aufgepflanzt waren und jedes Winkes ihres jungen Gebieters gewärtig schienen, wehrten ihm jede Gewaltthat.

„So muß ich gehen“, sagte er, während Schmerz und Zorn in seinem Gesichte zu lesen waren. „Aber ich gebe den Kampf nicht auf, und Du wirst bei all' Deiner Klugheit unterliegen. Denn Lüge und Bosheit gelangen nie zum endlichen Sieg. Es lebt ein gerechter Gott im Himmel.“

Konrad Weidig lachte höhnisch auf und sagte: „Ich würde Ihnen rathen, das Drohen und das Schimpfen zu lassen. Sonst könnten Sie noch in unliebsame Berührung mit der Polizei kommen“.

Die erste Lection, welche Sigismund durch seinen alten Schulkameraden in der Schule des Lebens erhielt, war bitter genug. Seine Lage war peinlich und verzweifelt, allein merkwürdiger Weise wurde er nicht so niedergedrückt, wie man seiner verzärtelnden Erziehung hätte zutrauen sollen. Jetzt offenbarte sich erst der tüchtige Kern seines

Wesens. Man merkte, wie die Arzneien, die er nach Gottes Plan schlucken mußte, ihm recht wohl bekamen. Denn in gleichem Maaß, wie es über ihn kam, wuchs sein Gottvertrauen und seine Thatkraft.

Mit einer Ruhe und einer Kaltblütigkeit, die sonst nur Erfahrung zu geben vermag, berechnete er die Mittel und Wege, welche ihm übrig blieben.

Auf diese Weise kam er in das Chinesische Viertel von Batavia, wo ihn einer der Hotelgäste wollte gesehen haben.

Die Chinesen nehmen nämlich in Java ungefähr dieselbe Stellung ein, wie bei uns die Juden, nur daß sie viel thätiger sind. Sie treiben z. B. alle möglichen Handwerke mit einem Fleiß, einer Ausdauer und einer Geschicklichkeit, daß in Java wenigstens ihnen kein Europäer gleichkommt, während die Juden bei uns es hübsch bleiben lassen, sich in einem Handwerk abzumühen.

Dagegen sind die Chinesen ebenso zäh und eifrig im Handel, wie nur ein Jude sein kann. Sie haben darum in Java sämmtlichen Klein- und Tauschhandel an sich gerissen, indem es ihnen gar nicht darauf ankommt, mit welchem Artikel sie handeln, wenn er nur Geld einbringt.

In den engen, winkeligen Gassen ihres Viertels drängt sich deshalb Kaufladen an Kaufladen, und in den kleinen, niedrigen, schmutzigen Buden kauern gelbe, langzöpfige, schlitzäugige Kerls, die sich an jeden Kauflustigen wie Kletten anhängen und ihn fast zwingen zu kaufen.

Sigismund wollte aber dort nicht kaufen, sondern verkaufen. Er beabsichtigte nämlich, sich seiner sämmtlichen Habe zu entledigen und mit dem Geld, was er dafür lösen würde, sich in ein billigeres Wirthshaus einzumiethen und zu warten, bis auf sein Schreiben hin, was er sofort an seine Mutter wollte abgehen lassen, Geld und neue Legitimationspapiere anlangen würden.

Während der Zeit wollte er alle List aufbieten, um die Gesinnung seines Onkels zu erforschen, und suchen, in sein Haus zu kommen. Sollte dieses ihm nicht gelingen, wollte er sich, sobald die Papiere ankämen, wenn es nicht anders ging, sogar mit Hilfe der Behörden den Zugang zu seinem Onkel erzwingen, damit er eine richtige und runde Antwort aus dessen eigenem Munde erhielte. Würde dieser ihn abweisen, dann war es ja auch gut. Dann hatte er nichts in Java zu thun, dann konnte er abreisen.

Das wäre auch Alles wahrscheinlich so geworden, wenn sich nicht ein gewisser Herr Schmieder, von dem wir ja auch schon gehört haben, an ihn herangedrängt hätte.

Sigismund war eben im Begriff, alle die Binden und Unterjäckchen, die Tante Lorchen für ihn in ihrer Sorglichkeit gestrickt und genähet hatte, an einen schmutzigen Chinesen für ein Spottgeld loszuschlagen, als eine breite Hand sich auf seine Schulter legte und ein kräftiger Bierbaß in deutscher Sprache ihn anredete: „Da sehe ich wieder einen theuren Landsmann in Noth. Nicht, Sie sind ein Deutscher, Herr?“

Sigismund drehte sich herum und sah in ein breites, reich bebartetes, scheinbar treuherziges Gesicht, das ihn voll Mitleid anschaute.

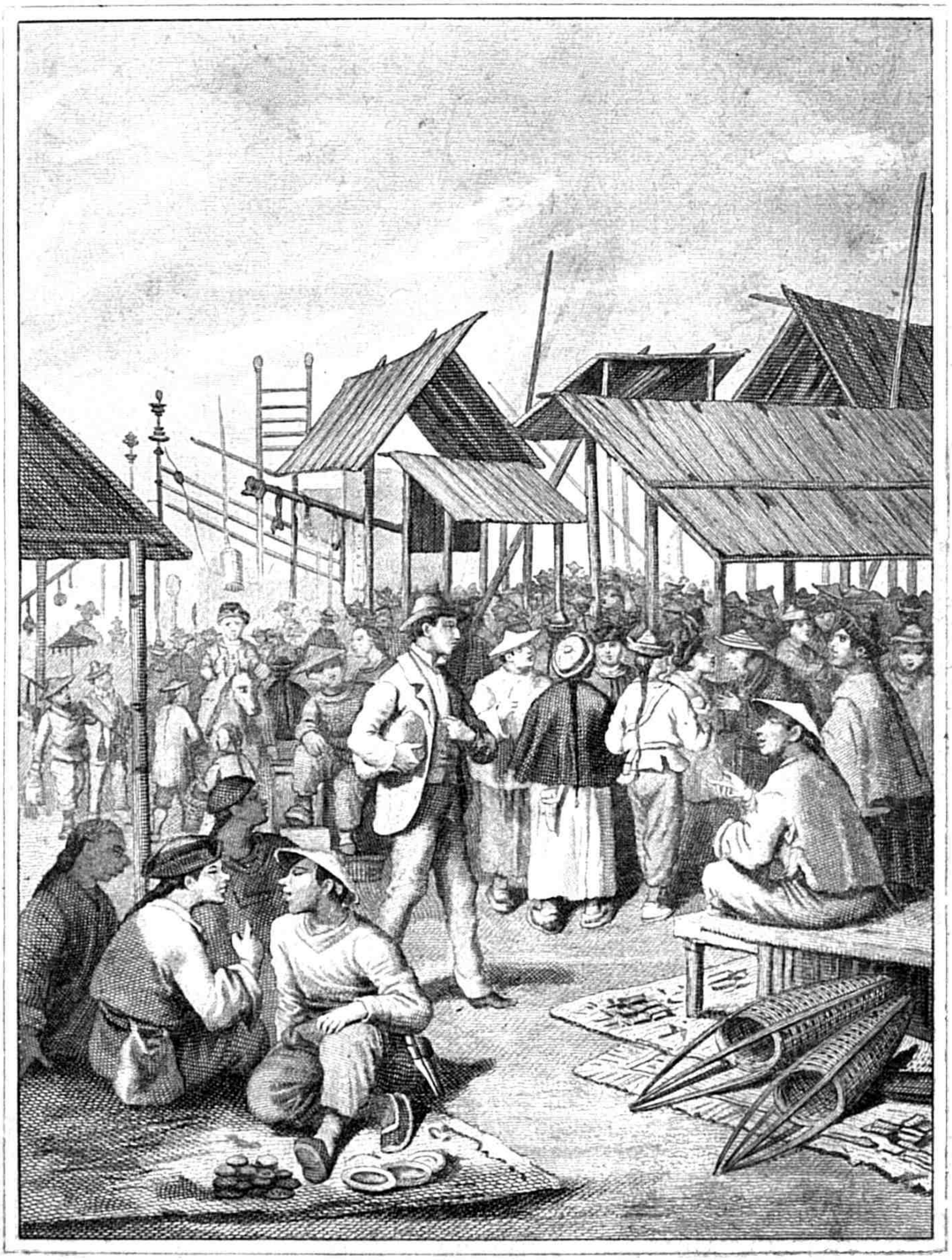
Wer je empfunden hat, wie süß ein Heimathlaut im fremden Lande klingt, und wie wohl dem Nothleidenden ein Ton des Mitgefühls thut, der weiß ungefähr, was Sigismund bei dieser Ansprache seines Landmanns fühlte, und wie freudig bewegt er in die ihm dargereichte Hand einschlug.

„Sie dürfen sein, wer Sie wollen", fuhr Herr Schmieder fort (denn so nannte sich ja der bärtige Landsmann), „aber das dulde ich nicht, daß Sie das, was treue Liebe zu Haus für Sie gearbeitet hat, an diese gelben, schurkischen Langzöpfe wegwerfen. Lieber opfere ich den letzten Pfennig in der Tasche."

Zum Glück bin ich eben einmal wieder bei Kasse.

Bei diesen Worten warf er eine Hand voll Goldstücke auf den Tisch. „Jetzt kaufen Sie schleunigst Alles wieder zurück und dann damit in die Koffer, und hierauf fahren Sie mit in mein Logis. Es ist groß genug für Zwei. Dort wohnen Sie, solange es Ihnen gefällt, bis Sie entweder eine Stellung haben, die Sie ernährt, oder bis Zuschuß von Daheim kommt. Sind Sie später in der Lage, mir meine Auslagen wieder zu ersetzen: gut! Denn ich will Ihr Ehrgefühl nicht verletzen. Sind Sie es nicht: auch gut."

Sigismund aber ließ sich von jener Gewaltthätigkeit



der Liebe drängen, der man so gerne nachgibt, zumal wenn es mit unseren Herzenswünschen übereinstimmt, und fand sich in der Wohnung seines neu gewonnenen Freundes Schmieder, ehe er es sich recht versah.

„Das ist nun Alles zu Ihrer Verfügung, als wenn es Ihr Eigenthum wäre", sagte Herr Schmieder. „Und hier ist Briefpapier und hier ist ein Tintenfaß, und nun schreiben Sie sofort, und ich besorge Ihnen den Brief. Ich trage ihn selbst auf die Post, während Sie sich von den Aufregungen des Morgens erholen."

Das war ja Alles so schön, so zuvorkommend, so lieb und so gut, warum sollte man nicht trauen?

Sigismund vertraute auch mit ganzem Herzen.

Er konnte sich vollständig in die Gefühle eines solchen Wohlthäters versetzen, dem es eine Freude war, selbst mit eigenen Opfern einem Anderen, besonders einem Landsmann, aus peinlicher Verlegenheit zu helfen. Denn er hätte unter gleichen Umständen und in gleicher Lage ebenso gehandelt. Warum sollte er es also Herrn Schmieder nicht zutrauen? Versicherte doch Herr Schmieder, so oft man es hören wollte, daß er die „ehrlichste und beste Haut der Welt" sei, ja fast „zu gut und zu ehrlich" für die jetzige Menschheit. Er könnte der reichste und angesehenste Mann sein weit und breit, nur seine Gutheit und Ehrlichkeit hätten ihn in's Unglück hineingeritten.

Aus eitel Gutheit, da er sich für einen Freund geradezu geopfert hatte, war er von einer Universität in Deutschland

relegirt worden. Und hier in Java hatte er seine Stelle verloren, weil er dem Kaufmann, seinem Prinzipal, zu ehrlich war. Sie konnten ihn auch wegen seiner zu großen Ehrlichkeit Alle nicht gut leiden, und nur sein großes Talent machte, wie er sagte, ihn den Kaufleuten unentbehrlich. „Herr Winter", schloß er seine Rede, „die Welt wird immer schlechter, und ein ehrlicher Kerl kann kaum noch darin leben, geschweige denn darin fortkommen."

Ein welterfahrenerer Mensch, wie Sigismund, hätte Mißtrauen gefaßt gegen eine allzugroße Freundlichkeit, da dieselbe in der Welt nicht allzu häufig ist, und hätte sich gefragt: hat er nicht irgend ein Interesse dabei? Und bei dem Lobgesang, den er seiner eigenen Ehrlichkeit sang, wäre er noch mißtrauischer geworden und hätte gesagt: Du mußt ein Hauptspitzbube sein, sonst würdest Du nicht so viel Wesens von Deiner Ehrlichkeit machen. Allein Sigismund hätte eher an den Einsturz des Himmels gedacht, als daß das Biedermannsgesicht, die treuherzige Sprache und die zuvorkommende Liebenswürdigkeit Herrn Schmieders von seinem ärgsten Feinde, dem Konrad Weidig, erkauft sei, um ihn zu verderben.

Gerade das, was ihm in seiner Lage am nothwendigsten erschien, ein echter, wahrer Freund, das glaubte er an Herrn Schmieder gefunden zu haben.

Sein Vertrauen schwankte nicht einmal, da er merkte, daß Herr Schmieder ein leidenschaftlicher Spieler und Trinker war, was doch jedem Anderen zu denken gegeben

hätte. Als die Goldstücke, mit denen Herr Schmieder geprahlt hatte, rasch dahingegangen waren, bot er freiwillig seine Habe an, um seinem Freunde aus der Verlegenheit zu helfen. Er hielt es für seine einfache Pflicht, da ja Herr Schmieder ihm auch in der Stunde der Noth beigesprungen war. So kamen doch noch die Binden und Jäckchen von Tante Lorchens fleißiger Hand in die schmutzigen Finger des Chinesen. Und diesmal wurden sie nicht wieder zurückgekauft. O wie schnell ging der ganze Inhalt der Koffer fort!

Als die letzten Gulden, die für die Koffer selbst erlöst worden waren, verspielt wurden, war Sigismund selbst dabei. Wie lange sollte er aber jener verhängnißvollen Nacht gedenken!

„Du mußt mit, Herzbruder!“ hatte der Herr Schmieder zu ihm gesagt. „Du sollst zusehen, wie ich den betrügerischen Chinesen ihren schändlichen Gewinnst aus den habgierigen Händen winde. Du sollst meinen Triumph theilen. Ich habe ein ganz neues Spielsystem entdeckt. Dabei kannst Du Deine Volks- und Sittenstudien bei den Javanen vervollständigen. Denn dieselben haben dort ein Tanzfest.“

Es war wirklich so, die Javanen hatten ein nächtliches Tanzfest. Die Scene spielte in einem Kokosnußwäldchen, welches kleine freie Plätze zwischen sich ließ. Massen von inländischen Speisen, Confitüren und Früchten wurden zum Verkauf angeboten. Helle Fackeln beleuchteten den

Platz, auf dem dunkle Männergestalten umherlagen, ihren flammenförmigen Dolch, „Kris“ genannt, mit abenteuerlich geschnitztem Griff im Gürtel. Diese Waffe trägt jeder Javane; sie dient zugleich, um den freien Mann vom Sclaven zu unterscheiden.

In der Mitte des Platzes führten die Tänzer in ziemlich einfacher Kleidung den Tanz („Tandak“) auf. Die Musik war zu lärmend, um angenehm zu sein, obwohl den Javanen nicht der Sinn für Musik abgesprochen werden kann. Sie wurde durch ein violinenartiges Instrument, das aber nur zwei Saiten hatte, und durch eine Trommel, die sehr schmal war und mit den Händen geschlagen wurde, und mehrere metallene Töpfe, die mit Stöcken berührt wurden, bewerkstelligt.

Nachdem die Musik eine Weile gewährt hatte, wurden die Töne wilder. Die ganze Gesellschaft aber schrie und lärmte dazu, und die Tänzer bewegten sich rascher, bis sie allmählig in ruhigere Tacte zurückkehrten.

Etwas abseits vom Tanzplatze lagen einzelne Gruppen Javanen in greller Beleuchtung unter den Bäumen, denen schlau berechnende Chinesen durch das meistens üblich Würfelspiel, „Tpho und Topho“ genannt, ihr weniges Geld abnahmen.

Die Spielwuth, die bei den Javanen bis zur wildesten Leidenschaft sich steigert, verzerrte die Gesichter, sie hörten keine Musik und sahen keinen Tanz, nur „Tpho und Topho“.

Nicht weit von ihnen aber hatten die Holländer ein provisorisches Werbebüreau errichtet. Denn sie brauchten jetzt die Soldaten außerordentlich nöthig nach Borneo. Der Javane aber, durch Spielwuth gereizt, läßt sich anwerben, wenn er Alles verloren hat, um nur mit dem dadurch empfangenen Handgeld weiter spielen zu können, ein Schritt, den er natürlich bald bitter genug bereut.

Mitten unter den spielenden Javanen und Chinesen, die er sonst gründlich verachtete, lag auch Herr Schmieder und spielte „Tpho und Topho", während Sigismund den wilden Tänzen der Eingeborenen zuschaute.

Plötzlich faßte Herr Schmieder Sigismund am Arm und starrte ihn an, ein Bild der größten Aufregung und Niedergeschlagenheit. „Alles ist verloren", rief er. „Was habe ich gethan? Meinen besten Freund, für den ich sterben könnte, arm und hilflos gemacht. O ich mache mir die größten Vorwürfe. Es gibt nichts Verworfeneres und Schändlicheres als die Spielleidenschaft."

Was soll jetzt aus uns werden?

Ha, da kommt mir ein Gedanke. (Er that, als wenn es ihm eben einfiele.) Den muß mir der Himmel eingegeben haben. Ich rette Dich, ich helfe Dir, Herzbruder! Wenn diese Javanen hingehen und sich anwerben lassen, um mit dem empfangenen Handgeld weiter spielen zu können, so kann ich auch für einen besseren Zweck mich anwerben und mir das Handgeld auszahlen lassen, um Dich, Herzbruder, vor der Noth zu schützen."

Sigismund wollte diesen Edelmuth nicht gelten lassen.

„Das ist jetzt eine abgemachte Sache“, erwiederte Herr Schmieder. „Der Gedanke, Soldat zu werden, hat mir schon lange in der Seele gelegen. Mein Leben hat ja doch kein Ziel und keinen Werth. Ich werde von niederen Leidenschaften hin= und hergerissen. Ich muß einen äußeren Halt haben. Den bietet mir die militärische Laufbahn. Ich bin überzeugt, in einigen Monaten Offizier zu sein. Dann habe ich eine Lebensstellung, dann ist für mich ausgesorgt. Von allen Seiten erwogen, bietet also mein neuer Plan nur Vortheile.“

Sigismund wollte noch etwas reden.

„Kein Wort weiter! Jede Einsprache ist verlorene Mühe. Morgen kannst Du mich in der Kaserne besuchen. Jetzt gehe ich. Du begleitest mich nicht. Das Geld soll auch von dem Werbeoffizier Dir direct ausbezahlt werden, damit ich nicht in Versuchung komme, weiter zu spielen. Du hast also nichts zu thun, wenn Dich der Offizier fragt, ob Du mit dem, was ich ihm anvertraut habe, einverstanden seiest, als zu bejahen und das Geld in Empfang zu nehmen. Und nun Adieu, Herzbruder! Morgen sehen wir uns wieder in der Kaserne.“

Bei diesen Worten war Herr Schmieder in der Menge verschwunden, so daß sich Sigismund umsonst nach ihm umsah. Dagegen trat nach einiger Zeit ein Feldwebel zu ihm und fragte ihn, ob er mit dem, was ihm Herr Schmieder gesagt habe, einverstanden sei, und als er es

bejahete, händigte derselbe ihm das Handgeld ein und machte die umstehenden Soldaten und Javanen darauf aufmerksam, daß Sigismund es freiwillig genommen habe.

Sigismund wollte sich darauf entfernen, aber der Feldwebel stellte sich ihm in den Weg. „Wo wollen Sie hin?“ sagte er. „Sie gehen mit in die Kaserne.“

„Was soll ich in der Kaserne?“

„Ei nun, ich denke, die Soldaten gehören in die Kaserne.“

„Ich bin kein Soldat.“

„Was, kein Soldat und haben Handgeld genommen, was diese Alle bezeugen?“

„Das war für meinen Freund Schmieder.“

„Nein, das war für Sie.“

Sigismund wurde auf einmal leichenblaß. „Das ist nicht möglich“, sagte er. „Da liegt ein Irrthum vor.“

„Das mag sein oder nicht sein. Sie gehen mit in die Kaserne“, erwiederte der Feldwebel barsch.

„Morgen früh kommt mein Freund Schmieder, und dann wird sich der Irrthum aufklären“, tröstete sich Sigismund.

Allein der Freund und Herzbruder, Herr Schmieder, erschien nicht, auch lag kein Irrthum vor, sondern ein wohlgeplanter und schlau durchgeführter Schurkenstreich.

Sigismund aber hatte Zeit, während er schonungslos zu immer neuen Exercirübungen angehalten wurde, über die Falschheit der Welt und vorzugsweise die seines Herzbruders, Herrn Schmieders, nachzudenken.

Er war in einer erschrecklichen Gemüthsverfassung. Anfangs erfaßte ihn wilder Schmerz über den Verrath der Freundschaft, dann aber überkam ihn Scham und ein Gefühl der Demüthigung, daß er sich von einem solchen Schurken und dessen Deklamationen hatte anführen lassen, zumal ihm jetzt erst eine ganze Menge Gemeinheiten und Niederträchtigkeiten einfielen, die sich der Herr Schmieder in unbewachten Augenblicken erlaubte, und die seinen wahren Charakter ziemlich genau offenbarten, die er aber immer geflissentlich entschuldigt hatte, und als ihm durch die Reden des Feldwebels ziemlich klar wurde, daß Herr Schmieder im Solde eines Anderen, also jedenfalls des Konrad Weidig, ihn zu verderben gesucht hatte.

Weiter wollte es Sigismund gar nicht in den Kopf, daß er bei dem Militär ausharren müsse, da er doch nur durch einen schändlichen Betrug in die Falle gelockt worden war. Seinem einfachen Sinn widerstrebte die Werberpraxis, wobei man durch erlaubte und unerlaubte Mittel Jemand dazu brachte, daß er Handgeld nahm, indem das genommene Handgeld Jeden unwiderruflich in die Hände der Werber gab.

Sigismund betrachtete sich darnach nicht als Soldat. Er sagte, er sei nie um seine Zustimmung gefragt worden, und er hätte dieselbe gewißlich nicht gegeben. Er würde darum jede Gelegenheit benutzen, um sich der Ungerechtigkeit und der Tyrannei, die an ihm geübt würde, zu entziehen, und würde sich dann unter den Schutz des deutschen Consuls stellen.

Jedenfalls wurde er nach dieser Erklärung nur desto strenger bewacht und wurden ihm alle Briefe, die er schrieb, uneröffnet wieder zurückgegeben.

Die Gemüthsbewegung und die Strapatzen des Exer=eirens in dem ungewohnten Klima machten ihn zuletzt krank. Doch erholte er sich rasch wieder, ohne das dort heimische, bösartige Fieber zu bekommen.

Die Spitäler sind wahrscheinlich in Folge der massen=haft auftretenden Krankheiten ganz vorzüglich, wahre Pracht=räume, luftig und mit allen möglichen Bequemlichkeiten an=gelegt und mit der sorgsamsten Pflege ausgestattet, so daß sich Sigismund gewiß dort wohler fühlte als auf dem heißen Exercirplatze.

Was Sigismund fast noch mehr genirte als das Exer=ciren, war übrigens die Rohheit und Gemeinheit seiner Umgebung. Denn die Soldaten, welche die holländische Regierung in jenen Inseln unterhielt, bestanden zum Theil aus Söldnern und Abenteurern aus aller Herren Ländern, die entweder die Gewinnsucht, auch Ehrgeiz, oder die Noth oder gar das Verbrechen unter die Fahne getrieben hatte.

Sigismund lernte wohl Manches. Er übte sich zum Beispiel im Holländischen, das er bisher noch unvollkommen gesprochen hatte; auch der malaischen Sprache wurde er ziemlich mächtig. Dabei wurde sein Körper immer abge=härteter. Auch erweiterte sich wohl seine Welt= und Men=schenkenntniß, aber was er erfuhr, davor zog sich seine keusche Seele voll Abscheu zurück, und er bat oft Gott,

er möchte ihm doch Mittel und Wege zeigen, wie er diesen unerquicklichen Zuständen entfliehen könne.

Eines Tags kam der Befehl, die zuletzt von Europa angekommenen Truppen und die neu angeworbenen und einexercirten Rekruten, worunter auch Sigismund war, hätten nach „Buitenzorg“ zu marschiren, wo zur Zeit der Generalgouverneur von Holländisch-Indien residirte.

Buitenzorg ist das holländische Sanssouci, „Außer Sorge“, und hat eine reizend schöne und gesunde Lage, was ihm wohl auch den Namen verschafft hat, da derjenige, welcher von Batavia aus es glücklich erreicht hat, wegen des Fiebers „außer Sorge“ sein kann.

Jedenfalls hat sich deshalb der Gouverneur auch dort sein Residenzschloß gebaut, von wo er nur selten nach Batavia ging.

Der Gouverneur hatte auch damals keine Lust, Batavia aufzusuchen. Deshalb mußten die Truppen zu ihm hinaufmarschiren. Denn dieselben waren nach Borneo bestimmt. Aber vor ihrem Abgang wollte der Gouverneur sie besichtigen und ihnen den Fahneneid abnehmen.

Der Weg nach Buitenzorg war in seiner Art reizend, zumal in der Morgen- und Abendkühle. Die treffliche Chaussee bot keine Schwierigkeiten, auch nicht dem Fußgänger, und über ihm neigte sich die stolze Kokospalme mit ihren fächerartigen Blättern und rauschten Bananen, während Tjempaka und Kenanggabäume mit ihren tausendfachen, gelben und grünen Blüthen Ströme von Wohl-

geruch aushauchten. Ab und zu aber lud ein riesiger Weringinbaum, der mit seinem in weitem Umfang überhängenden Laube den herrlichsten Schatten bot, zum Ausruhen und zur Abkühlung ein, wenn die Sonnenstrahlen schon zu heiß machten.

Vor ihnen lag das Gebirge, das sich durch die Mitte Java's hindurchzieht, und das immer deutlicher und schärfer aus seiner blauen Ferne hervortrat, und einzelne feuerspeiende Berge, wie der Gedeh und Salek, ließen ihre Rauchsäulen zum Himmel emporsteigen.

Zu beiden Seiten aber des hohen Straßendammes sah man den eigentlichen Reichthum Java's, unermeßliche Reisfelder, theils von den unzähligen Wassergräben aus berieselt, theils schon von im Winde wogenden Pflanzen bedeckt. Doch mitten aus diesem Reismeer ragten wie kleine Inseln dunkelgrüne, liebliche Wäldchen. Das waren die Dörfer der Javanen. Kein Haus war sichtbar unter den dichten Gebüschen, die sie umgaben. Aber die Pinang- und Kokospalmen verrathen stets das Dorf, stiege auch nicht hin und wieder zwischen den Baumkronen Rauch auf. Denn niemals trifft man diese Palmen in Wildnissen. Ihre schlanken Stämme durchbrechen das Laubdach und heben ihre Wipfel, die leicht im Winde rauschen, über den Scheitel der übrigen Bäume empor. Dann spiegelt ihr gelblich glänzendes Laub sich in der Sonne und ist in weiter Ferne sichtbar.

Zu anderer Zeit und in anderer Gesellschaft, wie in

dieſer rohen Soldateska, wäre Sigismund von der Landſchaft, die in der ganzen Farbenpracht des Südens vor ihm lag, begeiſtert worden, aber er ging traurig und bleich einher. Sein Gemüth wurde noch beſonders gedrückt durch den Eid, den er ſchwören ſollte.

„Ich ſchwöre den Eid nicht“, ſagte er. „Denn ich bin kein Soldat und will keiner ſein.“

Je mehr man ſich „Buitenzorg“ näherte, das neununddreißig „Paalen“ (engliſche Meilen) von Batavia entfernt war, deſto mehr kam er ſtatt „außer Sorgen“ „in Sorgen“.

7.

Die Flucht in der Wildniß.

Es iſt Abend. Die Truppen haben im Angeſicht von Buitenzorg ein Lager bezogen. Weiß ſchimmert der Palaſt des Gouverneurs durch die Bäume, die das Lager umgeben. Eine friedliche Ruhe lagert auf der Landſchaft, die friſch aufathmet nach der Gluthhitze des Tages. Kein Lüftchen regt ſich, kein Blatt bewegt ſich. Nur hoch oben in der Luft fliegen die ſchwarzen Körper der fliegenden Hunde (rieſige Fledermäuſe). Sie haben die Bäume in der Nähe der Ortſchaften, wo ſie den Tag über wie

schwarze Früchte gehangen haben, nun verlassen und ziehen aus nach Nahrung, gewöhnlich dem Innern der Insel, oft viele Meilen weit den Urwäldern zu, die sie noch vor Einbruch der völligen Dunkelheit zu erreichen hoffen.

Bei dem Abzug der fliegenden Hunde kehren die Reisvögelchen, hübsche bläulich graue Vögel mit röthlichem Schnabel, aus den Reisfeldern zurück. Sie bilden so ungeheure Schaaren, daß ihr Gezwitscher mit dem allgemeinen Rauschen verschmilzt, welches sich eine Zeit lang hören läßt, bald aber in Stille übergeht.

Jetzt beginnt das eigentliche Leben der Cicaden, Käfer, Mücken und überhaupt der Insecten. Sie scheinen nur auf den Untergang der Sonne gewartet zu haben, um ihr summendes, zirpendes, klirrendes, schwirrendes, pfeifendes, zischendes, kratzendes, knarrendes tausendstimmiges Concert zu erheben. Es ist, als ob auf einmal jedes Blatt des Waldes eine Stimme erhalten hätte.

Dazwischen schwirren viele Tausende von Leuchtkäfern und Langyris wie kleine blitzende Sterne umher, mit ihrem phosphorischen Schein die nächste Umgebung erleuchtend, während die ganze Atmosphäre vom Insectenchor tönt und schallt.

Es ist die Zeit der Eulen, der Kaprimulgen, der Fledermäuse und überhaupt der Insektenfresser, die mit leisem, kaum hörbarem Flug die kühle Nachtluft durchflattern, um ihre Beute zu suchen.

Aber auch sie kommen zur Ruhe. Das Schwirren und

Zirpen hört auf. Alles ruhet jetzt, Pflanzen, Thiere und Menschen. Nur der Kaprimulgus sitzt oft noch Stunden lang auf dem Ast eines Baumes und läßt alle drei Secunden sein schnalzendes dreimaliges Geklappe weithin in die schweigsame Nacht hinschallen. Es klingt fast, wie ein Hammer auf einen Amboß schlägt.

Da saß auch noch ein einzelnes Menschenkind in der stillen Nacht, das keine Ruhe finden konnte. Sein Herz schlug auch wie ein Hammer wider die Brust vor Aufregung. Er dachte an Mutter und Tante daheim und an die unendlichen Sorgen, die sie sich machten. Ihn verzehrte Sehnsucht und Heimweh. Dabei fielen ihm alle Verfolgungen, Ungerechtigkeiten und Mißhandlungen ein, die er erduldet hatte in der letzten Zeit. Alle seine Beschwerden gegen das gewaltsame, ungesetzliche Verfahren, womit man ihn im Soldatenstande festhielt, hatten nichts genützt. Man hatte ihm sogar geflissentlich alle Wege zur Beschwerde abgeschnitten. Und nun sollte er morgen schwören, das konnte, das durfte er nicht. Sein Gewissen erlaubte es ihm nicht.

Doch mußte ein rascher Entschluß gefaßt werden. Denn wie schnell eilte die Nacht vorbei! Und er faßte ihn. „Es bleibt mir nichts Anderes übrig, als — — —“ sagte er, seinen Gefährten neben sich weckend.

Als am anderen Morgen die Verlesung der Truppen stattfand, fehlte Sigismund Winter und ein Javane Namens „Maas Rongo“, der in letzter Zeit sich näher

an Sigismund angeschlossen und ihm kleine Dienste geleistet hatte.

Sie waren Beide desertirt.

Welche Kämpfe mußte Sigismund durchgemacht, welche Widerwärtigkeiten mußte man ihm bereitet haben, bis er jenen verzweifelten Schritt that, der ja überall als eine Eigenmächtigkeit und Gesetzlosigkeit gebrandmarkt wird, wenn er auch bei Sigismund als eine Art Nothwehr aufgefaßt werden muß. Die Schule war hart, in die der unentschlossene, unerfahrene, verweichlichte junge Mann genommen worden. Schon manche heiße Thräne der Reue und des Gebetes hatte er geweint, da er sich sagen mußte, daß das Alles nur Folgen seines träumerischen Wesens wären, die er, wenn er zur Zeit aufgepaßt, hätte vermeiden können.

Auf der andern Seite muß man aber auch die großartigen Ungerechtigkeiten und Gesetzlosigkeiten, die immer noch in solchen Colonien, wenn auch gegen den Willen der Regierung, möglich sind, sich ansehen und fragen: Wer wird das Alles einst verantworten? Wer gibt den Leuten das Recht, einen solchen sanften jungen Mann, der gerne jede berechtigte Forderung anerkannt und sich ihr gefügt hätte, in solche unerträgliche Verhältnisse hineinzubringen, blos weil er unbewußt Handgeld genommen, und nachdem man ihm geflissentlich jeden Weg zur Beschwerde abgeschnitten, ihn als rechtlos und schutzlos zu verfolgen und wie ein wildes Thier durch die Wälder Java's zu hetzen?

Die Hetzjagd nach den beiden Deserteuren aber hatte bereits begonnen.

Es ist ein empörender Anblick, wenn auf Menschen gejagt wird, wenn Spürhunde auf deren Spur gebracht werden.

Die armen Opfer laufen um ihr Leben. Der Angstschweiß perlt auf ihrer Stirne. Aus ihren Augen starrt die Todesfurcht. Die keuchende Brust ringt nach Athem. Die Beine versagen den Dienst. Aber ein heißeres Gebell in der Ferne ertönt, und zu immer neuen Anstrengungen rafft sich das gequälte Menschenkind auf.

Mit welchen Gedanken und Gefühlen möchten wohl die Frau Winter und Tante Lorchen ihren Herzensliebling in solcher Lage gesehen haben?

Und doch war es fast ganz so, da Sigismund sich mit seinem gelbbraunen Genossen durch das Dickicht einer Javanischen Hochwaldung wand.

Man darf nur nicht glauben, daß es ein Leichtes sei, sich dort fortzubewegen, daß man eben nur unter den säulenartigen Stämmen der südlichen Baumriesen hinzulaufen brauche.

Wenn ein Reisender den Weg macht, nimmt er sich acht Javanen mit: vier, die mit Hackmessern rechts und links in die Wildniß einhauen, und vier, die das abgehauene Zweigwerk niedertreten oder bei Seite werfen. Denn in dem üppig wuchernden Boden des Südens ist jeder fußbreite freie Platz wieder von einer Menge Wurzelschöß-

lingen, Sträuchern, Schmarotzerpflanzen, Farrenkräutern und Cissusarten bedeckt, während die Lianen mit ihren Verschlingungen die Luft erfüllen. Auch bilden nicht alle Baumsorten hohe Stämme. Sind doch die Feigenbäume vielfach verbreitet, die gar nicht hoch, aber desto breiter sind und von deren Aesten wieder Wurzeln in den Boden schlagen und in weitem Umfang wie Säulengallerieen auf allen Seiten den Hauptstamm umgeben.

Es war natürlich sowohl für die Verfolgten, als auch für die Verfolger gleich schwierig, sich durch dieses schattenreiche Dickicht durchzuwinden. Vielleicht hatten darum auch die Flüchtlinge geglaubt, man würde dort ganz von einer Verfolgung absehen. Doch waren die Verfolger im Vortheil, indem ihnen zum Theil schon Bahn gebrochen war und sie auch leichter bei ihrer größeren Anzahl Bahn brechen konnten.

Lange hätten es jedenfalls unsere Deserteure nicht mehr durchgesetzt. Ihre Kraft erlahmte fast gleichzeitig. Sigismund war wohl stärker, aber der Javane zäher und gewandter.

„Nur noch einige Minuten", keuchte der Javane „dann erreichen wir eine „Alang-Alang-Ebene." Dieser Pfad führt uns dorthin, und da uns zu folgen, werden sie sich hüten."

Der Alang-Alang ist drei bis vier Fuß hohes Gras. das dicht gedrängt meilenweite Flächen überzieht, nur hier und da von der fingerdicken rohrartigen Glagah unterbrochen, die gruppenweise etwa zehn Fuß hoch sich mitten

aus dem Alang wie ein Inselchen erhebt und den dort viel verbreiteten Tigern als Schlupfwinkel dient, von wo sie auf ihre Beute lauern.

Erblickt man eine solche Alang-Alang-Ebene aus der Ferne, dann schaut man statt einer erquickend grünenden Matte ein silberweißes, im Winde wogendes Grasmeer, und tritt man hinein, so ist man im Dickicht bis an die Schultern, ja bis über das Kinn begraben. Leicht schneiden der scharfe Rand der Gräser und die Spitzen der steifen, gerade emporgerichteten Grasblätter in das Gesicht und in die Hände des Wanderers, der sich mühsam hindurcharbeitet.

Das helle, von den Grasoberflächen zurückgestrahlte Licht blendet das Auge, und die drückende Hitze, vor der kein Schutz ist, läßt Einen verschmachten. Man sieht keinen Weg weit und breit, sondern nur meilenweit die einförmige Grasfläche, auf der man sich ohne Führer rettungslos verirrt. Dabei läuft man Gefahr, jeden Augenblick von einem der massenhaft vorhandenen Tiger (denn dort ist die Tigerheimath) überfallen zu werden, oder wenn man ermüdet hinsinkt, eine Beute der großen Ameisen zu werden.

Nur hier und da läuft durch diese Grasflächen ein tief ausgetretener Pfad, der aber nur den Eingebornen bekannt ist, den für ein gewöhnliches Auge das Alanggras vollständig verbirgt.

Einen solchen Pfad kannte „Maas Rongo", der Gefährte Sigismunds, und dieser Pfad wurde auch die Rettung

der Unglücklichen. Denn die Verfolger, die bis auf eine geringe Zahl herabgesunken waren, wagten sich nicht ohne Führer auf die gefährliche Grasebene.

Doch auch für die Flüchtlinge begann die Alang- und Glagahwildniß ihre Schrecken zu entfalten. Sie hatten ihre Kräfte fast im Uebermaß angestrengt, um nur diesen Zufluchtsort zu erreichen. Sie bedurften jetzt der Erholung.

Aber wie sollten sie sich erholen? Niederlegen durften sie sich nicht, schon wegen der Ameisen, und dann hieß es auch für sie: „Weiter, unbedingt weiter!“ Sie mußten die ihnen vergönnte Frist benutzen. Konnten nicht ihre Verfolger einen Führer finden und ihre Verfolgung von Neuem beginnen?

Ueber ihnen brütete die Sonne mit einer Macht, daß die sengenden Strahlen sie zu schmelzen begannen. Dabei erschwerte die Backofengluth ihnen das Athmen, während die Millionen Alangblätter zu eben so viel Millionen Spiegeln wurden.

Der Kopf schwindelte, die Zunge klebte am Gaumen vor Durst, die Körperkräfte schwanden zusehends, zumal bei dem Javanen, der fast zusammenstürzte.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß der Javane, der doch an sein Klima gewöhnt sein sollte, beim Mangel aller Erquickung den Strapatzen schneller erliegt als der ihrer ungewohnte Europäer.

Bei Sigismund kam noch ein Anderes hinzu. Ihn erhob das freudige Bewußtsein, endlich der Bosheit, Falsch-

heit und Tyrannei der Menschen entflohen zu sein und sich wieder in voller Freiheit bewegen zu können. Seine Seele bewegten fromme Gedanken und Gefühle. Seine Lippen flüsterten heiße Dankesworte. An die Gefahren, die ihn hier umgaben, dachte er gar nicht. Hier fühlte er sich doch nur allein mit Gott. Gott sendete die glühenden Sonnenstrahlen. Gott gab dem Winde den sengenden Athem. Gott wohnte auch in dieser öden Wildniß. Hier konnte man ganz anders beten und auf ihn bauen und zu ihm schauen als bei den Teufeln von Menschen.

Und wenn ihm hier etwas geschah, so kam es direct aus Gottes Hand. Gottes Hand jedoch fürchtete er nicht.

Sie waren eine Stunde oder auch zwei gegangen. Die Sonne brannte immer heißer, als wenn Flammen in der Luft wären, und meilenweit war keine Aussicht, dem Sonnenbrand zu entfliehen. Da wandte der Javane, dessen Gang immer schwankender geworden war, sich nach Sigismund um und sagte mit Verzweiflung im Gesicht: „Ich kann nicht mehr weiter. Auch habe ich den Weg verloren".

Sigismund erschrack. Auch er spürte die Abnahme seiner Kräfte. Was sollte aber aus ihnen werden, wenn sie nun gar den Weg verloren hatten und ihn nicht wieder fanden? Aber so schnell konnte die Freudigkeit seines Glaubens nicht schwinden.

„Gott wird helfen", sagte er laut, mit einem andachtsvollen Blick gen Himmel schauend.

„Hast Du einen Geist, über den Du gebietest?“ fragte der Javane, durch die Miene Sigismunds neugierig gemacht. „Wenn Du einen solchen hast, so laß ihn kommen; denn ich weiß kein Mittel mehr.“

Die Javanen gehören zwar äußerlich dem Muhamedanismus an, sind aber voll heidnischen Aberglaubens. Ueberall sehen sie Geister und beten Thiere an, wie das Krokodill. Auch gegen den Tiger und die schwarze Ameise üben sie eine Art göttlicher Verehrung.

„Ich rufe Gott an“, sagte Sigismund, „der mächtiger ist als alle Geister, und der uns nicht verlassen wird, wenn wir innig zu ihm beten.“

Der Javane wandte sich enttäuscht ab. Irgend ein Geist wäre ihm lieber gewesen.

„Ungläubiger Heide!“ zürnte Sigismund, „wie kannst Du Gott und Gottes Hilfe verachten?“

„Laß mich nur hier umkommen“, sagte der Javane, „und suche allein aus der Wildniß herauszukommen. Deine Kräfte reichen noch so weit.“

„Nimmermehr!“ erwiederte Sigismund. „Wir bleiben zusammen. Retten wir uns, dann retten wir uns zusammen. Sterben wir, dann sterben wir zusammen. Ich verlasse Dich aber um keinen Preis.“

„O, Du bist gut“, sprach gerührt der Javane, „viel besser als die Anderen. Zu Deinem Gott könnte ich beten.“

„Wollen wir nicht versuchen, uns dadurch Hilfe zu verschaffen, daß wir unsere Gewehre abschießen?“

„Gewiß nicht! Wer soll uns helfen?“ fragte der Javane. „Haben wir Freunde in der Nähe? Feinde haben wir. Die allein könnten wir hierher locken.“

„So wollen wir jenes Rohrdickicht hier dicht zu unserer Linken aufsuchen. Dasselbe gewährt uns Schatten“, meinte Sigismund.

„Eine Glagah?“ sagte Maas Rongo. „Um's Leben nicht. Weißt Du nicht, daß dort die Tiger lauern?“

Der Javane hatte bisher das Glagahgebüsch gar nicht gesehen. Jetzt erst darauf aufmerksam gemacht, wandte er sich nach demselben um. Aber in demselben Augenblick stieß er auch einen verzweifelten Schreckensruf aus. Denn er sah zwei unheimlich leuchtende Tigeraugen auf sich gerichtet und merkte, wie das Unthier sich eben zum Sprunge fertig machte. Zum Fliehen war es zu spät. Er gab sich verloren.

Siehe da krachte hinter ihm ein Schuß. Der Tiger, der sich schon zum Sprunge anschickte, sank wieder zurück und wälzte sich röchelnd in seinem Blute.

Sigismund hatte auch die durch das Gebüsch leuchtenden Augen des Tigers gemerkt, aber statt den Kopf zu verlieren, hatte er mit seinem Gewehr die Bestie auf's Korn genommen, und ehe sie den verderblichen Sprung thun konnte, ihr durch's Auge in's Hirn geschossen, so daß sie im Schusse zusammenstürzte.

Es bringen's gewiß nur Wenige im Leben dahin, daß sie, wie Sigismund, im Angesicht eines so gefährlichen

Thieres ſolche Ruhe und Kaltblütigkeit bewahren. Auch Sigismund wäre es in einer anderen Lebenslage vielleicht nicht in demſelben Maaße gelungen.

Uebrigens gab dieſer unerwartete Schreck und Sieg den beiden ſchon halb Verſchmachtenden wieder neue Kraft und Muth.

So kann auch ein Schrecken heilſam wirken, wenn ihn Gott zu unſerer Arznei für nothwendig hält.

Die Tigerhaut als Trophäe mit ſich führend, ſchritten ſie bald wieder wacker fürbaß und fanden auch wieder einen Weg, der ſie vielleicht noch raſcher als der frühere zum Ziele führte.

Allmählig wurde auch das Marſchiren leichter. Des Tages Hitze war überſtanden. Der Abend kühlte heran. Da nahete die Alang-Alang-Ebene ihrem Ende.

Maas Rongo machte ſchon öfters auf die dunkleren Schatten aufmerkſam, die von nicht mehr allzu fernen Wäldern herrühren mußten, und auf das Rauſchen eines Stromes, der ſich durch Felsgeſtein Bahn brach.

Nun hatten ſie das Ende der Ebene erreicht. Sie ſtiegen einen bewaldeten Hügel hinan. Plötzlich aber lichtete ſich der Wald. Einige hohe, ſchlanke Palmen traten ſcharf hervor in der Abendbeleuchtung, und von dem Hügelvorſprung ſah man mitten hinein in ein Javaniſches Dorf.

Um einen ungeheuren Weringinbaum, der mit ſeiner nach allen Seiten herabhängenden Blattkrone einen ganzen Blätterberg darbot von ſchönem, geſättigtem Grün, grup-

pirten sich ungefähr zwanzig Hütten, ganz aus Bambus gebaut, das Dach mit getrocknetem Alang=Gras gedeckt, während Ziegen, Hühner, Enten und spielende Kinder den freien Platz vor den Häusern belebten und Tjembaka und Kenanggabäume mit ihren Wohlgerüchen die ganze Luft durchwürzten.

Freudetrunken tanzte Maas Rongo um Sigismund herum, während Thränen aus seinen Augen stürzten.

„Das ist mein Heimathdorf. Dort wohnt mein Vater und meine Mutter, die mich schon als todt beweinten. Wie werden sie sich freuen, mich wieder zu haben! Dort bin ich sicher. Kein Verfolger und Verräther dringt bis in diese Wildniß. Willst Du auch hier wohnen, lieber Herr? Hier bist Du sicher, und was mein ist, ist auch Dein.“

„Oder willst Du weiter gehen und Besseres suchen?“ fügte er traurig hinzu.

„Warum sollte ich weiter ziehen, da Du mir Sicherheit versprichst?“ erwiederte Sigismund.

„Mich schreckt die Armuth und die Wildniß nicht.

Gott hat auch Pfade, die wieder aus der Wildniß herausführen.“

8.

Der Onkel lebt auf.

Der Posthalter Junior und der Kapitän Schmitz waren schon die zweite Woche in Batavia, aber in ihren Nachforschungen noch nicht weiter gekommen, als wie sie bereits in den ersten Tagen gewesen.

Sie hatten damals Sigismunds Spur durch die Andeutungen, die ihnen an der Tafel geworden waren, mit Leichtigkeit verfolgt bis zu seiner Desertion aus dem Lager bei Buitenzorg. Damit saßen sie aber fest. So wenig die Holländer, die ja die Deserteure nach allen Richtungen ausgeschrieben hatten, etwas hatten erforschen können, so wenig hatten sie etwas entdeckt.

„Ich erkenne immer mehr", sagte der Posthalter, da sie eines Morgens wieder im Hotel zum Löwen in Rjiswjik zusammensaßen, „die Wahrheit des Schriftwortes, das ein Lieblingswort unseres alten Lehrers war: So liegt es nun nicht an Jemandes Wollen oder Laufen, sondern an Gottes Erbarmen.

Ich war früher auch so Einer, der meinte, Alles durch eigene Kraft fertig bringen zu können, so eine Art Weltverbesserer, der an Gottes Ordnungen herumpfuschte, allein ich lerne immer mehr, daß unsere vermeintlich größte

Klugheit Thorheit ist, daß unser bestes Wirken umsonst ist, wenn nicht Gott das Werk krönt, und daß, wenn wir nicht warten können, bis Gott hilft, es meistens schief geht.

Bei dem Sigismund, der ja ein verwöhntes, weichliches Bürschlein war, wollte ich gewissermaßen die Vorsehung spielen, da ich hauptsächlich darauf hinwirkte, daß er nach Java ging, um dort ein Mann zu werden. Und wenn er nun nicht ganz verloren ist, will ich gern Gottes Erbarmen preisen mein Leben lang.

Wenn ich weiter noch daran denke, wie sorgsam seine Mutter und seine Tante das Büblein auferzogen haben, wie sie ihn geschützt haben vor jedem kalten Luftzug und jedem nassen Strumpf, um sein Leben zu bewahren, und wenn ich dann daran denke, wie er jetzt als Deserteur sich arm, blos und flüchtig in den Wildnissen von Java herumtreibt, da muß ich fragen: was hat nun all' das Hüten und Sorgen daheim genützt? Gottes Erbarmen ist es, wenn ihn nicht irgend ein Tiger zerrissen hat oder ihn die Aasgeier aufgezehrt haben.

So wird uns auch all' unser Wollen und Laufen beim Auffinden des Verschwundenen nichts nützen. Wie geschickt haben wir es angefangen, und besonders Ihnen, Herr Kapitän, gehört Lob und Dank, um auf die Spur zu kommen! Wie klug haben wir den Herrn Schmieder ausgehorcht, der uns noch unter den Händen im Spital gestorben ist; wie sind wir dem holländischen Feldwebel zu Leibe gegangen, bis er uns Alles gestand, und nun sitzen wir dennoch fest, wie

Ihr Seeleute Euch wohl auszudrücken pflegt, und unser Unternehmen muß scheitern, wenn Gott sich nicht erbarmt und uns irgend einen Fingerzeig gibt."

Der Kapitän gab durch Nicken seine Zustimmung zu den Worten des Posthalters und wickelte sich schweigend eine neue Cigarrette. Doch konnte er einen kleinen Anflug von Aerger im Gesicht nicht unterdrücken. Das Warten war des Kapitäns Sache nicht.

„Bei alledem freut es mich", fuhr der Posthalter fort, „daß mein Mündel den Holländern eine solche Nase gedreht hat und ihnen noch rechtzeitig entwischt ist, und daß er auch dadurch die Pläne des Herrn Konrad Weidig über den Haufen geworfen und denselben in neue Unruhe versetzt hat. Es steckt doch mehr Kraft und Gehalt hinter dem Burschen, als ihm Jemand zugetraut hätte."

„Hätte das Desertiren auch bleiben lassen können", brummte der Kapitän, „dann wüßte man jetzt, wo er wäre. Auch bleibt beim Dersertiren immer ein Schandfleck zurück. Oder sind Ihnen die Deserteure angenehm? he? he?"

„Ein Schandfleck soll dem Sigismund bleiben?" rief der Posthalter wüthend. „Dem ehrlichsten Burschen der Welt, der sich eher einer Verfolgung auf Leben und Tod unterwarf, als daß er einen Eid gegen sein Gewissen schwor? Ein Schandfleck dem, dem das himmelschreiendste Unrecht geschah, und der die Ehre unseres deutschen Namens rettete, indem weder List noch Gewalt ihn zwingen konnten, gegen seinen Willen einer fremden Fahne zu dienen? Ein

Schandfleck? Dann weiß ich nicht mehr, was Schande und Ehre, was Recht und Unrecht ist.

Oder würden Sie es sich gefallen lassen, wenn es den Holländern jetzt einfiele und wollten Sie, ohne Sie weiter zu fragen, in holländische Uniform stecken, und wollten Ihr Schiff der holländischen Flotte einverleiben und Sie Treue schwören lassen und gen Borneo schicken? Würden Sie nicht ein erschreckliches Geschrei erheben über Verletzung des Völkerrechts und über Beeinträchtigung Ihrer persönlichen Freiheit? Würden Sie nicht den Schutz von ganz Europa anrufen und sogar denselben nicht einmal abwarten, sondern jeden günstigen Wind benutzen, um sich auf- und davon zu machen?“

Der Kapitän lachte laut auf über den Eifer des Posthalters, und ihm die Hand zur Versöhnung bietend, sagte er: „Es war nicht so schlimm gemeint von mir. Ich halte Ihren Sigismund für einen wackeren Burschen. Sonst gäbe ich mir nicht solche Mühe um ihn. Aber ich bin ärgerlich, daß wir hier so müßig vor Anker liegen, und die Zeit vergeht, und wir wissen nicht, wohin wir unseren Curs wenden sollen. Aber da ist mir während Ihrer Rede ein Gedanke gekommen. Warum rufen wir nicht den Schutz des deutschen Consuls für Ihren Sigismund an, damit ihm wenigstens nichts Weiteres geschehen kann? Warum suchen wir denselben überhaupt nicht für den Fall zu interessiren und uns durch ihn die Hilfe der Behörden zu seiner Auffindung zu verschaffen? he? he?“

„Weil wir zwei alte Esel sind", erwiederte der Posthalter in seiner derben Weise. „Es beleidigt Sie doch nicht? he? he?"

Beide lachten.

„Aber da wir nicht wissen, wo hinaus wir zu steuern haben: Vorwärts!" rief der Posthalter.

Während sie den Consul aufsuchten und derselbe ihnen sagte: Man habe sich auch von anderer Seite bereits für Sigismund interessirt, doch wolle er Ihnen einen Schutzbrief ausstellen und verspreche Ihnen, seine ganze Thätigkeit aufzubieten, um mit Hilfe der Behörde den jungen Mann ausfindig zu machen, — erkundigte sich angelegentlichst ein Javane im Hotel nach den beiden Herren, und als dieselben noch ganz in Gedanken versunken, wer wohl die andere Seite sein möge, die sich für Sigismund interessire, heim kamen, wurde dem Posthalter von dem Javanen, der sie erwartete, ein Brief eingehändigt, der sehr dringend schien.

Am Schlusse des kurzen Schreibens hieß es: „Dein alter Freund Karl Weidig". Er war von dem alten Kaufmann Weidig. Derselbe schrieb: Er und sein Freund, der Kapitän, sollten sich unverzüglich in einen für sie vor dem Hotel bereitstehenden Wagen setzen und Tag und Nacht fahren, wohin sie der Wagenführer bringen würde, ohne sich um sonst irgend etwas zu kümmern.

Von ihrer Eile hinge das Wohl und Wehe Sigismunds ab. Er habe Nachrichten über denselben.

Der Posthalter sagte, während er den Brief dem Kapitän übergab, mit leuchtenden Augen: „Gottes Finger wird sichtbar".

Die beiden alten Herren nahmen sich kaum Zeit, etwas Wäsche zusammen zu packen und wegen der nächtlichen Kälte nach dem Ueberzieher zu greifen, und eilten nach dem Wagen, der sie erwartete.

Es war ein kostbares Gefährt, mit vier Pferden bespannt und mit drei Javanischen Bedienten auf dem Rücksitz, von denen zwei, wenn die Pferde ein wenig aus dem Galopp herauskamen, von ihren Sitzen herabsprangen und durch Geschrei und Peitschenknallen die Thiere zu rascherem Laufe antrieben. Auf allen Poststationen, die jedesmal etwa sechs Paalen auseinanderlagen, standen frische Pferde für sie bereit, die mit einer wunderbaren Schnelligkeit angespannt wurden. Die Straßen waren, wie alle Poststraßen in Java, vortrefflich. So legten die Reisenden in einer verhältnißmäßig kurzen Zeit ungeheure Strecken zurück. Die Reise ging, wie der Kutscher, der mit seinem breiten Bambushute so fest wie eine Statue auf seinem Bocke saß, sagte, nach den Preanger Landen. Die Gegend war paradiesisch schön und nöthigte selbst dem Posthalter Bewunderung ab.

„Was denken Sie? he? he?" fragte der Kapitän, ein langes Schweigen unterbrechend.

„Ich denke gar nicht", erwiederte der Posthalter, „aber ich sehe Alles in einem schöneren Lichte, selbst Java."

Die Abendmahlzeit stand für die Reisenden bereits bereit in einer reizenden Villa, die auf einer schon höher gelegenen Kaffeeplantage des Herrn Weidig gebaut war. Sie brauchten sich nur niederzusetzen und zu essen. Der Verwalter machte in liebenswürdigster Weise den Wirth.

Die Herren nahmen auch nur ihr Essen ein und fuhren augenblicklich weiter, ohne die sogenannten Kaffeemühlen anzusehen, wo die Kirschen ähnlichen Früchte des Kaffeebaumes zerquetscht werden, um unsere Kaffeebohnen aus Schalen und Hülsen heraus an's Tageslicht zu fördern und zu trocknen. Den Anblick der Kaffeegärten selbst, wo der Kaffeestrauch im Schatten von anderen Bäumen (denn er kann nur im Schatten gedeihen) in ungeheuren Ausdehnungen, von sauber gehaltenen Wegen durchkreuzt, gezogen wird, hatten sie vom Wagen aus.

Am nächsten Morgen frühstückten in ähnlicher Weise die Reisenden in einer Cochenilleplantage, wo auf unermeßlichen Feldern nichts als Cactus, der bis an acht Schuhe hoch wird, wächst, auf dessen absterbenden Blättern die Cochenille, eine Art Schildlaus, massenhaft sich einnistet, die dann abgestreift und getrocknet als jene köstliche rothe Farbe in den Handel kommt.

Erst am Mittag erreichten die Reisenden in einer Reisplantage ihr vorläufiges Ziel.

Dort kam ihnen zu ihrer höchsten Ueberraschung der alte Kaufmann Weidig selbst entgegen. Er sah viel kräftiger und gesünder wie früher aus und begrüßte seine Gäste

auf das Herzlichſte, indem er den Poſthalter faſt brüderlich umarmte.

„Alter Freund“, ſagte er, „was magſt Du gedacht haben, daß ich Dich ſo vernachläſſigt habe. Ich habe viel an Dir wieder gut zu machen.“

„Doch“, fuhr er fort, „es iſt jetzt nicht Zeit zu vielen Erklärungen. Ich hoffe dieſelben ſpäter zu geben. Die Herren wollen ein Bad nehmen, das für ſie bereit ſteht, und dann ſich durch einige Speiſen ſtärken, und dann geht es wieder in den Wagen. Ich kann Ihnen nicht helfen. Es handelt ſich um das Wohl und Wehe eines uns Allen theuren Menſchen, und jede Minute Verſäumniß kann verhängnißvoll werden.“

Als ſie wieder im Wagen ſaßen, aber zu drei, denn der Kaufmann Weidig fuhr mit, begannen die Erklärungen deſſelben.

„Zuerſt meinen Dank Ihnen gegenüber, Herr Kapitän, ſagte er, demſelben die Hand ſchüttelnd, „daß Sie als Fremder ſich ſo viel Mühe um unſeren Verwandten gegeben und uns durch Ihre Klugheit auf die erſte Spur des Verſchwundenen gebracht haben.

Dann Dir meinen Dank, liebſter Jugendfreund, daß Du über das weite Meer herüber gekommen biſt, um mich vom gewiſſen Verderben zu retten. Denn ich war durch eigene Schwäche und fremde Schuld ein verlorener Mann, — nicht mehr Herr in meinem Hauſe, ja durch Hypochondrie nicht mehr Herr meiner Gedanken und Wünſche. Es konnte

geſchehen, daß mein Neffe, der als Hilfeſuchender an meine Thüre klopfte, ſchnöde abgewieſen wurde, und daß mein beſter Freund in meiner Gegenwart ſo zu ſagen aus meinem Hauſe hinaus geworfen wurde.

Du gingſt damals im Unmuthe von mir, Fritz, und glaubteſt keinen Erfolg von Deiner Ueberredung zu haben und haſt in Wahrheit den größten gehabt. Du haſt das ſchon in mir keimende Mißtrauen gegen Konrad zu voller Klarheit gebracht und haſt dadurch, daß Du mir das Schickſal Sigismunds in's Gewiſſen ſchobeſt, wahrhaft befreiend auf mich eingewirkt. Die Theilnahme und Angſt um meinen Neffen, die immer mehr wuchs, verſcheuchte zuletzt die Grillen der Hypochondrie, die mich ſo ohnmächtig gemacht hatte. Nachdem aber meine Gedanken ſich von meinem Körper und meinem Geſundheitszuſtand ablenkten, kehrte die alte Energie meines Weſens zurück, und ich wurde jeden Tag geſünder.

Der ſonſt ſo liſtige Konrad ahnte nichts von dieſer wunderbaren Veränderung. Er ſollte auch nichts ahnen. Er hielt mich für todt oder doch wenigſtens für eine von ſeiner klugen Berechnung völlig umgarnte Fliege, die er eines Tages aufzuſpeiſen gedachte. Darin täuſchte er ſich. Er täuſchte ſich auch in meinen Dienern, indem er glaubte, dieſelben hätten ſich ihm, dem neuen Stern, ganz und gar zugewandt und fragten nichts mehr nach mir, dem alten ſchwachen Manne, ſondern wären eben nur von ihm abhängig. Dagegen hingen dieſelben in Wahrheit an mir in der

größten Treue und Anhänglichkeit, und es bedurfte nur eines Wortes von mir, um mir Alles über ihn zu verrathen.

Ich ließ den Konrad absichtlich in seiner Täuschung, weil ich jeden Tag mehr merkte, welch' ein raffinirter, boshafter Schurke derselbe war, und weil ich durch seine Maßregeln, die er ergriff, und die ich aus dem Hintergrunde, da mir meine Javanen Alles hinterbrachten, trefflich beobachten konnte, am besten glaubte hinter seine Geheimnisse kommen zu können.

Ich spielte also den apathischen Kranken weiter und ließ mir von meinen Dienern Alles und Jedes berichten.

O wie gerne hätte ich den Schurken aus dem Hause geworfen und Euch Beide hereingerufen, um mit Euch gemeinsam den armen Verlorenen zu suchen, allein ich fürchtete dadurch Sigismund zu schaden.

Ich wußte ja jetzt, wer ihn von meinem Hause weggetrieben und in's Unglück gebracht hatte, und sagte mir: Der um eines großen Erbes willen so weit gegangen war, der ging auch, wenn es darauf ankam, noch weiter.

Durch die Menge Spione, die er Euch auf Schritt und Tritt nachsandte, und die ihm berichten mußten, wo Ihr gewesen seid, was und mit wem Ihr gesprochen habt und was Ihr in Erfahrung gebracht hättet, merkte ich, welches Gewicht er auf Eure Nachforschungen legte, und wie ihm sein Gewissen schlug. Zugleich erfuhr ich durch meine Vertrauten, die den Spionen ihre Geheimnisse wieder abzulocken

wußten, Alles, was Ihr Schritt für Schritt in Betreff Sigismunds für Entdeckungen machtet, und welche Klugheit Ihr dabei zeigtet.

O welchen Zorn empfand ich, als ich von jenem schändlichen Diebstahl hörte und von dem famosen Herrn Schmieder und der gemeinen List, die den Unglücklichen unter das holländische Militär brachte, dem er sich durch Flucht entzogen hatte. Dabei mußte ich aber die Schlange, die dieses Alles bewerkstelligt hatte, und die ich von Herzen verachtete, noch immer hegen und pflegen. Denn zu gleicher Zeit, als er Euch mit Spionen umgab, betrieb er mit einem Eifer, wie ihn nur der Haß und die Furcht erzeugen kann, Nachforschungen nach Sigismund, hauptsächlich in den Wildnissen der Preanger Regentschaften, wo die letzten Spuren hinwiesen.

Er wußte ja so wenig wie wir, wo Sigismund war, aber es kümmerte ihn nicht, bis Du, Fritz, über unsere Schwelle tratest. Von dieser Zeit an lebte er in einer Unruhe, daß er bei Tag nicht rasten und bei Nacht nicht schlafen konnte. Er dachte und wohl mit Recht, daß, wenn jetzt noch einmal Sigismund auftreten würde, seine eigene Stellung für immer verloren ginge. Darum mußte er, nach seiner Ansicht, Sigismund auffinden, um ihn ganz zu verderben.

Ich aber dachte, wenn Jemand befähigt ist, meinen Neffen aus seiner geheimnißvollen Verborgenheit aufzuspüren, so ist es dieser Bösewicht, den Niemand so leicht

an Klugheit und Energie übertrifft. Und so verharrte ich in meiner nicht sehr angenehmen Stellung oder besser Verstellung, weil ich nur auf diese Weise sofort erfuhr, was er etwa entdeckte, und zugleich die Gelegenheit hatte, den Streich zu pariren, den er dann gegen den Unglücklichen führen wollte. Wie er Euch bewachen ließ, ließ ich ihn bewachen.

Vor ungefähr drei Tagen erfuhr er wirklich den Aufenthaltsort Sigismunds".

„Ha!" rief der Posthalter, der nun ganz Unruhe wurde.

„Ich erfuhr ihn eine Stunde später", erzählte der alte Kaufmann weiter.

Der nächste Gang, oder besser die nächste Fahrt, die Konrad machte, war auf das Militärkommando, um den Aufenthaltsort des Deserteurs anzuzeigen und sofortige Execution zu verlangen.

„Der Schurke!" rief der Posthalter.

„Meine nächste Fahrt war", fuhr der Kaufmann fort, „zum Generalgouverneur nach Buitenzorg, um Schutz und Sicherheit für den Unglücklichen zu verlangen und eine Einstellung des ganzen Verfahrens gegen ihn zu bewirken. Und während er die Truppe Soldaten, die commandirt wurde, ihn gefangen zu nehmen, begleitete, um seiner Verhaftung beizuwohnen, eilte ich hierher, um seine Verhaftung zu verhindern.

Eure Ankunft jedoch wollte ich noch abwarten. Ihr hattet gewissermaßen Euch ein Recht erworben, der weiteren

Entwickelung beizuwohnen, auch brauchte ich Euch zum Beistande, zumal Dich, Fritz, der Du ja allein im Stande bist, durch Dein Zeugniß festzustellen, daß er der wirkliche Sigismund Winter ist.

Es sind auf diese Weise etliche kostbare Stunden verloren gegangen, die der Bösewicht gewonnen hat, allein ich glaube doch, daß wir rechtzeitig eintreffen werden."

Als der Posthalter hörte, wie die Zeit drängte und jede verlorene Minute entscheidungsvoll werden konnte, vermochte er es vor Unruhe fast nicht mehr, auf dem Wagen auszuhalten.

„Drauf! drauf!" rief er dem Kutscher zu, „und wenn die Pferde todt hinstürzen".

„Dann fahren wir wohl selbst den Wagen? he? he?" fragte in seiner Weise der Kapitän.

„Sei nur ruhig, Fritz!" sagte der Kaufmann. „Wir haben Alles gethan, um dem Schurkenstreich vorzubeugen, und Gott wird uns schon helfen."

„Wir haben sogar", fuhr er fort, „einen Mann bei uns auf dem Wagen aus dem Dorfe, wo Sigismund wohnt, der uns als Wegweiser dient, damit wir ja nichts versäumen. Ich denke, zu unserer Zerstreuung mag er uns von Sigismunds letzter Geschichte mittheilen, was er weiß."

Der Javane, der bisher neben dem Kutscher gesessen hatte, und den wir kennen, denn es war Niemand anders als „Maas Rongo", wurde beordert, sich im Wagen auf einen der Mittelsitze niederzulassen und zu erzählen.

O wie leuchteten seine Augen, als er von Sigismund berichten durfte!

„Wie eine Palme über niedriges Gebüsch", begann er, „so ragte er über uns hinaus an Größe, Schönheit, Kraft, Muth und Weisheit.

Wir lieben ihn Alle, denn er ist gut.

Wir weinten mit ihm, wenn er, gen Norden gewendet, so traurige Lieder sang. Die Sprache verstanden wir nicht, aber wir wußten, daß das Heimweh ihn bleich machte.

Er ist unser Schützer und unser Lehrer geworden.

Als Held kam er in unser Dorf, über dem Rücken das Fell eines Tigers, den er unterwegs erlegt hatte.

Wir hatten eine Umzäumung um unser Dorf gegen die Tiger, weil sie zu nächtlicher Zeit in unsere Hütten einbrechen. Er hat dieselbe unnöthig gemacht.

Jedes Jahr weinten Mütter um ihre Kinder, Männer um Weiber und Weiber um Männer, die der Tiger umgebracht und aufgefressen hatte. Er hat ihre Thränen getrocknet und ihre Angst vom Herzen genommen.

Acht Tiger hat er mit eigener Hand erlegt.

Abends aber saß der Held friedlich unter uns am Weringinbaum und erzählte von seiner Heimath, wo es so kalt sei, daß sich eine Krystallplatte über die Flüsse lege. Er malte uns ihre Häuser und Kirchen. Er rühmte die Größe, Macht und Weisheit seines Volkes und seiner Fürsten. Am liebsten aber sprach er von Jesus Christus,

dem guten Gottessohn, der uns so lieb gehabt hat, daß er am Kreuze für uns starb.

Wir glaubten seinen Worten; denn er ist gut, und auf seinen Lippen wohnt Weisheit und aus seinen Augen leuchtet Wahrheit.

Als er den letzten Tiger erlegte, versagte sein Gewehr. Der Tiger stürzte auf ihn ein. Uns grauste. Jeder hielt ihn für verloren. Er aber schlang ein Tuch um seinen linken Arm, und als das Thier ihm nahete, stieß er die umwickelte Faust ihm in den Rachen, während der „Kris" in seiner Rechten dem Tiger das Herz durchbohrte.

Jubelnd trugen wir ihn heim, denn er blutete stark aus dem zerquetschten Arm.

Seine Wunden sind geheilt. Aber seine Wangen sind bleich. Doch sie werden sich röthen, und seine Augen werden leuchten, wenn jetzt seine Freunde zu ihm kommen."

„Ist es nicht ein Heldenjunge, der mehr kann als über das Meer fahren, ist es nicht ein kostbarer Bursche, unser Sigismund, Kapitän?" rief der Posthalter mit vor Freude blitzenden Augen.

„Das Java scheint nach Gottes Willen eine gute Schule für ihn geworden zu sein. Wer hätte solche Thaten ihm jemals zugetraut? Aber merket Ihr sein edles Herz, das ihn trieb, aus Mitleid mit diesen gelbbraunen Kerls wer weiß wie oft sein Leben zu wagen, und seinen tief religiösen Sinn, da er am liebsten von Christus zu ihnen redet? Deswegen konnte auch Gott trotz der Verkehrtheit, die an

ihm begangen worden ist, einen Helden aus ihm machen. Der Andere dagegen ist ein Verbrecher geworden, obwohl man ganz andere Hoffnungen auf ihn setzte, und warum? weil sein Sinn von Kind auf mit Weltsucht und Geldkniffen gefüttert und sein Herz mit Haß und Neid genährt wurde."

Die moralischen Betrachtungen des Posthalters wurden plötzlich unterbrochen, indem der Wagen still hielt und der alte Kaufmann seine Gäste aufforderte, schon bereitstehende Pferde zu besteigen.

„Der übrige Weg ist unfahrbar. Wir müssen ihn zu Pferde zurücklegen", sagte er.

Nach etwa einem einstündigen Ritte hielten sie auf demselben Hügel, von dem einst Sigismund und „Maas Rongo" auf das friedliche Dörfchen niedergeschaut hatten.

Der Weringinbaum hatte noch immer seine Laubfülle, und noch dufteten die Kenangga's und die Tjempaka's. Aber statt spielender Kinder sah man holländische Soldaten sich auf dem freien Platze bewegen und eine Hütte umzingeln, während neben dem commandirenden Offizier die Gestalt eines jungen, feingekleideten Civilisten mit schwarzem Bärtchen sichtbar wurde.

„Ha, Verräther!" donnerte der Posthalter. Er hatte Konrad erkannt und sprengte nun mit seinem Rößlein in einer Schnelle den Hügel hinunter, daß ihm kein Mensch folgen konnte und Jedermann meinte, er und sein Pferd würden den Hals brechen.

Er kam gerade dazu, als holländische Soldaten den als Deserteur verhafteten Sigismund aus der Hütte führten. „Lasset ihn los!“ rief er den Soldaten zu. „Ihr habt kein Recht auf ihn.“

Obgleich die Soldaten von dem in deutscher Sprache Gerufenen kein Wort verstanden, stutzten sie vor der mächtigen Stimme und der gewaltigen Erscheinung des Mannes, der jetzt von seinem Pferde heruntersprang und dem Offizier den Schutzbrief des deutschen Consuls überreichte.

Sigismund benutzte die Unentschlossenheit der Soldaten, um sich loszureißen und in die Arme seines treuen „Onkels Junior“ zu werfen. Er begriff sofort, daß derselbe ja nur um seinetwillen und zu seiner Rettung gekommen war. Aber der Uebergang von dem furchtbarsten Schrecken zu der größten Freude erschütterte den jungen Mann so, daß er wie ohnmächtig an der Brust seines Vormundes lag und laut weinte und schluchzte.

„Was macht meine Mutter und Tante?“ sagte Sigismund, endlich des Schluchzens Meister werdend.

„Werden wohl noch gesund sein“, brummte der Posthalter. Er wollte seine vor Rührung gebrochene Stimme nicht hören lassen und trocknete rasch die Thränen ab, die ihm über die Wangen liefen.

Konrad aber, dem der Offizier den Schutzbrief des Consuls übergab, ließ sich so leicht nicht aus dem Felde schlagen. Er sagte, nachdem er das Schreiben mit seinen Augen rasch überflogen hatte, zu dem Offizier: „Das kann

Sie ja nicht hindern, Ihre Pflicht zu thun. Nicht der deutsche Consul, sondern nur Ihre Vorgesetzten haben Ihnen zu befehlen. Das Papier da hat gar keinen Werth."

„So hat dieses vielleicht Werth", sagte der Kaufmann Weidig, der jetzt mit dem Kapitän Schmitz herantrat. Er überreichte bei diesen Worten dem Offizier das eigenhändige Schreiben des Gouverneurs. Dann sprach er so laut, daß es Alle hören konnten: „Sigismund Winter ist kein Deserteur. Er ist durch einen Bubenstreich in die Reihen des holländischen Militärs gekommen, was die Regierung sehr bedauert. Sie wird es dadurch gut zu machen suchen, daß sie Alle, die sich an diesem Verbrechen betheiligten, die ganze Strenge des Gesetzes fühlen läßt."

Als Konrad die Stimme des alten Weidig erkannte, wurde er leichenblaß. Seine Kniee zitterten. Er wäre fast zusammengestürzt. Er war schon verblüfft, als er den Posthalter plötzlich sah, allein über ihn dachte er schon mit seiner vor Nichts erschreckenden Frechheit Herr zu werden. Aber als er den Kaufmann Weidig, den er daheim halbtodt im Sessel liegend wähnte, bemerkte und dessen energisches Einschreiten sah, da war es ihm, als wenn der Himmel über ihm zusammenstürzte. Alle seine Frechheit schwand dahin. Er war erkannt, durchschaut. Er hatte nichts mehr zu hoffen. Alle seine Zukunftspläne lagen am Boden. Und Alles mußte er nun diesem gehaßten und beneideten Sigismund abgeben, der jetzt wieder von Jedem gehätschelt wurde. Eine Hölle wüthete in seiner Brust.

Einen Augenblick ſchien es, als wolle er ſich, um Verzeihung bittend, vor dem Kaufmann Weidig auf die Kniee ſtürzen, aber als dieſer eine verächtliche Geberde der Zurückweiſung machte, ſtellte er ſich wieder auf.

So ſtand er bleich und vernichtet, während das Militär ſchon ſeinen Rückzug zu bewerkſtelligen anfing. Da wurde die Stimme des Kapitäns neben ihm laut: „Wiſſen Sie, wie man das nennt, was jetzt über Sie ergeht? he? he? Das nennt man die Gerichte Gottes, die jeden Schurken ereilen, früher oder ſpäter. Das iſt ſchon ſo alt, wie die Welt ſteht. Aber die Schurken lernen nichts. Da meint immer Einer klüger zu ſein wie der Andere. Aber ſie bringen Gott nicht in ihre Rechnung. Und der verrückt ihnen das ganze Reſultat.

Wären Sie ehrlich geweſen, was könnten Sie eine Stellung einnehmen. Der alte Weidig hat Geld genug für zwei, ja für zehn. Aber ſo muß die Bosheit und Schlechtigkeit bezahlt werden.

Was werden Sie jetzt anfangen? he? he? Werden Sie ſich aufhängen? he?

Ich würde Ihnen nicht dazu rathen. Sie ſind noch zu jung. Gott kann Ihnen noch Gelegenheit bieten, ſich zu beſſern.

Wenn Sie vielleicht meine Beihilfe haben wollen zur Beſſerung, ich ſtehe zu Dienſten. Ich habe noch eine Matroſenſtelle offen. Was halten Sie von der neunſchwänzigen Katze jeden Morgen? he? he?“

Konrad verließ mit einem wüthenden Blick den lästigen Frager und eilte dem abziehenden Militär nach.

Währenddessen machte der alte Weidig die Bekanntschaft seines Neffen Sigismund und freute sich sichtlich, einen so liebenswürdigen jungen Mann zu treffen, aus dessen schönem Gesicht ihm verwandte Züge entgegenleuchteten.

„Ich hätte beinahe einen Teufel für einen Engel eingetauscht", sagte er, „Gott hat mich in Gnaden davor bewahrt. Ihm sei die Ehre in Ewigkeit!"

Als das Militär abgezogen war, kam „Maas Rongo" aus einem Versteck hervor, in das er beim Anblick des Militärs vor Schrecken gekrochen war.

„Sie haben mich vergessen", sagte er.

„Aber ich will Dich nicht vergessen", erwiederte Sigismund. Er erzählte seinem Onkel von „Maas Rongo", und dieser sagte: „Ich werde ihm eine einträgliche Stelle auf einem meiner Güter einräumen".

Es war eine köstliche Heimfahrt in der gehobenen, freudigen Stimmung, in der man sich befand, mitten durch das paradiesische Java. Jetzt kam man erst zu einem behaglichen Aussprechen und Erzählen, wobei der Kapitän sein Fragen nicht lassen konnte.

„So hat es Ihnen bei den Javanen gefallen? he? he?" fragte er Sigismund.

„Gewiß!" erwiederte dieser. „Es ist ein arbeitsames, friedliches, gutherziges, sinniges Völkchen, von dem ich bedauere, daß sie nicht Christen sind.

Wenn Sie als Beweis für die Sinnigkeit des Volkes ein Paar Sinnsprüche hören wollen, die sich bei demselben erhalten haben, so kann ich Ihnen einige anführen, die mich überrascht haben:

„Der, welcher dem Irdischen nachjagt, ist dem ähnlich, welcher seinen Durst mit Salzwasser zu löschen strebt; je mehr er trinkt, desto durstiger wird er."

„Das Leben ist glänzend und schnell wie der Blitz; das Grab dunkel und langdauernd wie die Nacht, welche ihm folgt."

„Der Unvernünftige sucht sich durch die Leidenschaft zu retten, der Vernünftige durch Nachdenken."

Auch die Anderen zeigten sich erstaunt, und es wurde Manches über die Javanen geredet.

Als sie endlich Weltefreden erreichten, that es der Kaufmann Weidig nicht anders, der Posthalter und der Kapitän mußten ihr Logis im Gasthof aufgeben und bei ihm wohnen.

Doch währte der Aufenthalt nicht allzulang. Sigismund und der Posthalter eilten heim, und als die „Teutonia" die Anker lichtete, schlug für sie die Abschiedsstunde von Java. Aber noch ein anderer, Kapitän Schmitz höchst willkommener Passagier befand sich unter den Reisenden. Das war der alte Kaufmann Weidig selbst.

Er konnte sich von Sigismund und seinem Jugendfreund nicht mehr trennen. Auch zog es ihn nach seinen übrigen Verwandten und nach seinem Heimathstädtchen und dem

Grabe seines Vaters, dessen Versöhnungsgruß ihm der Posthalter überbracht hatte.

„Freuen Sie sich? he? he?“ fragte der Kapitän den Posthalter während der Fahrt.

„Ja“, sagte dieser, „aber ich würde noch mehr mich freuen, wenn Sie Ihr Seeleben aufgeben würden und würden zu uns nach Aarfurt ziehen.

„Dazu kann Rath werden“, sagte der alte Seemann gerührt. „Miethen Sie mir ein Logis! he! he!“

Wer vermag das Wiedersehen zwischen der Frau Winter und Tante Lorchen und dem heißgeliebten Sohne, den sie schon als todt beweint hatten, zu schildern?

Ihr Schmerz war so groß gewesen, daß sie sich kaum in das neue Glück zu finden vermochten. Doch war durch die Prüfung ihre Liebe entsagender und geistiger geworden.

Aarfurt dagegen verwunderte sich besonders über den Posthalter, den sie im Bade geglaubt hatten, und der nun mit Sigismund und dem Erbonkel selbst wiederkam.

Wahre Schauergeschichten wurden dabei erzählt, in welche Nöthen der Konrad den Sigismund gebracht und wie ihn der Posthalter wieder gerettet hatte.

Der Posthalter selbst war nach seiner Javanischen Reise viel demüthiger und umgänglicher und raisonnirte kaum noch, dagegen neckte er oft die Tante Lorchen: „Denken Sie“, sagte er, „Mundchen hat Ihre sämmtlichen Leibbinden und Jäckchen an einen gelben Chinesen verkauft, — der

Undankbare! Und hat seinen Arm freiwillig einem Tiger in das Maul gesteckt, — der Leichtsinnige."

Der Onkel Weidig dagegen stiftete eine ganze Masse Segensanstalten, die dann Sigismund, sein Erbe, der allmählig zum kräftigen Manne heranreifte, in echt christlicher Liebe verwaltete.

Auf der anderen Seite konnte sich der sogenannte „lange Weidig", dessen Sohn Konrad für immer verschollen blieb, nicht mit seinem Geschicke zufrieden geben. In allen Hoffnungen getäuscht, schimpfte und raisonnirte er in allen Wirthshäusern. Ja er hielt sogar einmal den Posthalter an und sagte diesem in seinem Aerger: „Die Dummen und die Einfältigen haben das meiste Glück". Worauf dieser erwiederte: „Ganz recht, ich setze nur noch hinzu: die Demüthigen. Denn Gott widerstehet den Hochmüthigen, auch den Schurken, die mit ihrer Pfiffigkeit Alles erreichen wollen, aber den Demüthigen gibt er Gnade. Es liegt nicht an des Menschen Laufen und Wollen, sondern an Gottes Erbarmen."

Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden.

Deutsche Volksbibliothek

für

Lesevereine und das Haus.

Soeben erschien:

Nr. 7.

Die Todfeinde

von

Armin Stein.

Nr. 8.

Der Erbe von Friedheim

von

Armin Stein.

Früher erschien: Nr. 1. **Schulmeister von Sendelbach** von Ottokar Schupp. Nr. 2. **Zwölf Beichtkameraden** von Josias Nordheim. Nr. 3. **Gustav Adolf Helm** von B. Lohmann. Nr. 4. **Franz Pyrards erste und letzte Reise** von Karl Oppel. Nr. 5. **Ost und West, Daheim ist das Best** von Fr. List. Nr. 6. **Drei Tage aus dem Leben eines Kreuzträgers** von Ottokar Schupp.

Preis eines jeden Bändchens, geheftet, 1 Mark.

Ueber den Inhalt der Volksbibliothek wird nur bemerkt, daß dieselbe vorwiegend Erzählungen bringt, Geschichten aus dem Volksleben, in denen das Volk sich spiegeln, aus denen es für sein äußeres und inneres Leben etwas Rechtes lernen kann. Aufsätze welt- und naturgeschichtlichen Inhaltes sollen dabei nicht ausgeschlossen sein, wenn sie in volksthümlichem Tone und unterhaltender Form abgefaßt sind.

Von dieser Volks-Bibliothek werden nächstes Jahr weitere 2 bis 3 Bändchen erscheinen.

Wiesbaden. L. Schellenberg'sche Hof-Buchdr.